

## Entbehrliche Grenzfriedenshefte

*früherer Jahrgänge werden hin und wieder bei uns angefordert. Uns sind verschiedene Nummern ausgegangen. Wir würden es begrüßen, wenn uns entbehrliche Stücke zugesandt werden würden.*

Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes

## WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

<i>Eskild Bram</i>	
Deutschland – unsere Chance und unser Problem .....	128
<i>Poul Hartling</i>	
Wenn die Zollgrenze am Scheidebach fällt .....	136
<i>Erik Haunstrup Clemmensen</i>	
Die nationale Problematik des Grenzlandes heute .....	138
<i>Aus „Der Nordschleswiger“</i>	
Begegnungsraum zwischen Nord und Süd .....	140
<i>Hartwig Schlegelberger</i>	
„Der Stechlin“ – Lebendige Gesellschaftskritik oder Bilder aus deutscher Vergangenheit? .....	142

## NEUE SCHLESWIGSCHE LITERATURBRIEFE

<i>Hans Peter Johannsen</i>	
Leben und Geist bei Friedrich Ernst Peters .....	165
<i>Wilhelm C. Hambach</i>	
Kismet / Passacaglia (Gedichte) .....	174
<i>Hans Peter Johannsen</i>	
Siegfried Lenz – Baumeister einer brüderlichen Welt .....	178
<i>Willy August Linnemann</i>	
Aus dem Roman „Fabrikanten“ .....	180

Umschau ab Seite 185

## ZU AUTOREN DIESES HEFTES

ESKILD BRAM (geboren 1923) ist politischer Redakteur der Zeitung „Jydske Tidende“. Wurde als Journalist ausgebildet und kam nach einer Tätigkeit bei der Zeitung „Hejmdal“ 1944 zur Zeitung „Jydske Tidende“, deren nordschleswigisches Gesicht er heute maßgeblich bestimmt. In den letzten Monaten veröffentlichte er eine Reihe von interessanten Berichten über die einzelnen EWG-Länder. Den Aufsatz über die Bundesrepublik bringen wir wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung mit freundlicher Genehmigung des Verfassers in diesem Heft.

WILHELM C. HAMBACH, geb. 25. August 1908 in Bonn. Studium von Musikwissenschaft, Germanistik, Alter Geschichte und Kunstgeschichte. Dr. phil., seit 1934 Zeitungsredakteur und Kunstkritiker, Theaterkritiker und Gerichtsberichterstatte, seit 1958 Feuilletonchef des Flensburger Tageblattes.

ERIK HAUNSTRUP CLEMMENSEN (geboren 1920) wurde 1947 cand. polit. und ist seitdem in leitenden Positionen der dänischen Wirtschaft tätig. Er ist Mitglied der Konservativen Partei Dänemarks und in dieser Eigenschaft Mitglied des dänischen Reichstages. Seit 1966 ist er der Hauptvorsitzende der großen dänischen Grenzorganisation „Grænseforeningen“. Im Oktober hielt er in Flensburg auf einer Jubiläumsveranstaltung der dänischen Minderheit eine vielbeachtete Rede, deren Hauptgedanken wir in diesem Heft bringen, weil sie auch deutschen Lesern etwas zu sagen hat.

POUL HÄRTLING (geboren 1914) war Seminarrektor von 1950 bis 1968 in Kopenhagen; heute ist er dänischer Außenminister. Als Vertreter der Regierung sprach er in diesem Herbst in Flensburg auf einer Jubiläumsveranstaltung der dänischen Minderheit. Wir bringen in diesem Heft die auch für uns Deutsche sehr beachtens- und überdenkenswerten Hauptgedanken seiner Äußerungen.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich. Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle Husum, Theodor-Storm-Straße 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg.

# GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

## IM BLICK ZURÜCK – IM BLICK VORAUS

*Ein Jahr des Erinnerns ist zu Ende. Das Kennzeichen fast aller festlichen Reden und schriftlichen Würdigungen des nationalen Geschehens vor fünfzig und fünfundzwanzig Jahren war trotz alles Erinnerns an Streit und Kampf, an Sieg und Niederlagen nicht auf das Vergangene, sondern auf die Zukunft gerichtet. Das gilt für die Deutschen wie für die Dänen in gleicher Weise. Das Bemerkenswerteste dieses Erinnerungsjahres ist bei aller Betonung des eigenen nationalen Standortes das Bewußtsein einer deutsch-dänischen Gemeinsamkeit diesseits und jenseits der heutigen Grenzpfähle, eines Aufeinander-angewiesen-Seins trotz alles dessen, was Deutsche und Dänen trennte und noch trennen mag. Es ist nicht nur die Erkenntnis des Miteinander-leben-Müssens, sondern auch das Miteinander-leben-Wollens und Miteinander-auskommen-Könnens, über allen Streit und alle Kämpfe der Vergangenheit hinweg. Die Vergangenheit, sie wirkt wohl noch in unsere Zeit hinein, aber sie lastet nicht mehr.*

*Wir begannen den Jahrgang 1970 der Grenzfriedenshefte mit Stimmen der Erinnerung an die Zeit vor fünfzig Jahren, wir beschließen ihn mit Stimmen aus der letzten Zeit, die im vollen Bewußtsein dessen, was gewesen ist, den Blick auf die Zukunft gerichtet haben.*

\*

*Unser Dezemberheft ist darüber hinaus, einer Tradition folgend, in stärkerem Umfange und diesmal auch in besonderer Absicht, der Literatur gewidmet. Zusammen mit der Betrachtung Dr. Hartwig Schlegelbergers über Fontane, die sowohl eine Interpretation dieses Dichters als auch eine persönliche Aussage des Interpreten darstellt, möchten die Neuen Schleswigschen Literaturbriefe als ein Ganzes gesehen werden. Es ist versucht worden, aus der jüngeren Vergangenheit*

*menschlich und politisch lebendig wirkende literarische Kräfte zusammen mit schriftstellerischen und dichterischen Äußerungen unserer Zeit zu bringen. Dabei ist sowohl auf das literarische Leben der Landschaft im engeren Bezug genommen, als auch mit dem Auszug aus dem Roman von Willy August Linnemann ein Blick über die Grenze getan worden.*

Sind wir unserer selbst sicher, dann können wir nur durch die Berührung mit einer anderen Nationalität gewinnen. Der gegenseitige Wettbewerb hebt beide Teile der Bevölkerung im Grenzland. Wenn wir nur wollten, könnte unendlich viel gewonnen werden, ohne auf das Gute in jeder Nationalität zu verzichten. Das Grenzland würde dann nicht mehr Kampfplatz, sondern Brücke sein, über die ein friedlicher Austausch von Kulturwerten stattfindet.

GRAF SCHACK 1928

## *Stimmen zum deutsch-dänischen Verhältnis an der Jahreswende 1970-71*

ESKILD BRAM

### Deutschland - unsere Chance und unser Problem

Wie sehr der Anschluß Dänemarks an die EWG in unserem Nachbarland nicht nur als ein wirtschaftliches, sondern auch als ein politisches und kulturelles Problem gesehen wird, zeigen die nachstehenden Betrachtungen, die in einer Aufsatzreihe „Auf Besuch in den Ländern des Gemeinsamen Marktes“ in der in Kolding erscheinenden Zeitung „Jydske Tidende“ erschienen sind.

Unsere Leser wird besonders der Blickwinkel interessieren, von dem aus hier die Beziehungen zwischen Dänemark und der Bundesrepublik in Hinsicht auf mögliche, von dänischer Seite nicht gewünschte Entwicklungen im Gemeinsamen Markt gesehen werden.

Die Red.

Deutschland, unser Nachbar im Süden, ist der größte und stärkste Partner der EWG. Deutschland ist unsere Chance und unser Problem. Die Zollmauer zum traditionellen deutschen Markt gebot „den brüllenden dänischen Ochsen an der Grenze“ Einhalt und verrückte die schiefe Handelsbilanz noch mehr zu Gunsten Deutschlands. Es ist ein populäres Argument in der Marktdebatte hier bei uns, daß ein dänischer Eintritt in die EWG die Einfuhr der vielen VW, Opel- und Rekord-Wagen das Schlachtvieh en masse, etwas Käse als Zugabe und anderes Primaprima aus Dänemark aufwiegen wird.

Die Problematik kennen wir auswendig. Wenn wir von der Angst vor fremdem Aufkauf dänischen Bodens sprechen, denken wir nicht an Luxemburg oder Sizilien, sondern an Deutschland. Wenn der teilweise unberührte dänische Strand sich als unser größtes Touristenaktivum erwiesen hat, läuft es den Dänen kalt den Rücken hinunter bei dem Gedanken, daß deutsche Kurverwaltungsgesellschaften theoretisch Holmlands Klit anteilig verkaufen, den abgesperrten Strand mit Strandkörben besetzen und Eintritt für ein Bad zu den Klängen eines Kurpromenadenorchesters erheben könnten. Die Auguren der Kultur haben in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren bange Ahnungen aufkommen lassen. Soll das Römische Recht das „Jydske Lov“ ablösen? Werden der deutsch-dänische Gesamtstaat oder die Hanse Wiedererstehen? Soll Hamburg die Hauptstadt Jütlands und Fünens sein?

*Deutschlands entscheidendes Problem*

Das entscheidende Problem der Bundesrepublik beim Eintritt in die EWG im Jahre 1957 war und ist auch jetzt noch die Landwirtschaft. Es ist überall dieselbe Melodie. Großbritannien ist das einzige der großen Industrieländer, das eine relativ geringe Landbevölkerung hat. Während England nur etwa 3% Beschäftigte in der Landwirtschaft zählt, sind es in Deutschland ungefähr 10%. Aber dieser Anteil fällt um etwa 1% jährlich, verhältnismäßig mehr als in Dänemark. Abgesehen von unserem nächsten Nachbarn Schleswig-Holstein, das die größte durchschnittliche Betriebsgröße in ganz Westdeutschland aufweist, kann sich die deutsche Agrarwirtschaft, was die Effektivität betrifft, mit der dänischen nicht messen. Das liegt an der Verwöhnung durch Zollmauern und Importbeschränkungen, und es liegt an den viel zu kleinen Betrieben. Im Süden sind sie oft das Ergebnis unglücklicher Erbregelungen, die allmählich gute Höfe in bis zu hundert verstreute Parzellen, reine Streifen, aufteilen. Etliche dieser Felder werden aufgegeben und liegen nun brach. An anderen Orten, wie in Hessen, arbeitet der Häusler in der Fabrik und bewirtschaftet seine kleine Siedlung am Wochenende. Er wird „Wochenend-Bauer“ genannt. Die Höfe klumpen sich oft in Dörfern zusammen — zu Haufendörfern —, und obwohl eine Flurbereinigung durchgeführt wird (z. B. Programm Nord), sind die Bauern nicht geneigt, von den Dörfern hinaus zu den Feldern zu ziehen. Das geschah in Dänemark vor zweihundert Jahren. Trotz einer umfassenden Mechanisierung kann man in Bayern immer noch Ochsenespanne neben den Treckern sehen.

#### *Die verlorengegangene Kornkammer*

Die deutsche Landwirtschaft erhielt zehn Jahre Frist zur Umstellung in praktisch gesehen freier Konkurrenz innerhalb der Gemeinschaft der Sechs, mit Holland als absolutem Favoriten auf dem Gebiet des Meierei- und Gärtnereiwesens, während Frankreich auf dem Korn thronte. Die eigene Kornkammer der Bundesrepublik östlich der Elbe ist verlorengegangen. Die deutschen Verhandlungspartner in Brüssel, die ein schweres Geschäft hatten, versuchten ihre Landwirtschaft durch Festhalten an höheren Preisen auf der Basis einer hohen Kornnotierung zu schützen. Im Laufe der Jahre ist das Mißverständnis entstanden, daß Frankreich die hohen Preise der Lebensmittel und die Marktordnungen überhaupt erzwungen habe. Frankreich bot einen niedrigeren Basispreis an, beugte sich jedoch dem deutschen Wunsch. Daß französische Bauern die Chance ergriffen, als die guten Erlöse unverhofft in ihren Hut fielen, nach Kräften modernisierten und auf ihrem fruchtbaren Boden darauflos produzierten, das muß man ihnen nachsehen. Deutschland selbst hatte seinen Markt angeboten.

#### *Prämien für das Schlachten von Milchkühen*

Aber die deutschen Bauern griffen natürlich auch nach dem Angebot, das ihnen

nach den Marathon-Verhandlungen in Brüssel, bevor die letzten Landwirtschaftsverordnungen am 1. Juli 1967 in Kraft traten, gemacht wurde. Der sogenannte Milchpfennig ließ plötzlich die Kühe mehr Milch geben, und als Frankreichs elf Millionen Kühe, die sonst im Ertrag 25% unter sämtlichen holländischen lagen, auch stramme Euter aufwiesen, erzeugten die zwei Länder gemeinsam den Butterberg der EWG. Er riegelte gegen Hollands Überproduktion ab und hat Milliarden zur Stützung des Milchpreises gefordert. Nun müssen die Planwirtschaftler den entgegengesetzten Weg gehen: das Abschlachten ganzer Milchviehbestände mit großen Geldbeträgen prämiieren, älteren Landwirten, die ihren Hof an jüngere abtreten, eine Staatspension geben, zum Zusammenlegen aufmuntern und Modernisierungsprojekte unterstützen. Die Agrarpolitik der EWG bezweckt nichts weniger als eine durchgreifende Umstrukturierung der ganzen westeuropäischen Landwirtschaft nach amerikanisch-russischem Muster. Das ist eine Politik, die Blut, Schweiß und Tränen fordert. Menschlich gesehen, ist es jedesmal eine Tragödie, wenn ein junger Bauernsohn den Hof verlassen muß, um in der Großstadt Autos zu waschen.

#### *Im Schlaraffenland — oder?*

Wenn dänische Landwirte in den vergangenen Jahren der EWG auf den Zahn fühlten, verglichen sie gern ihren Verdienst mit demjenigen der deutschen Kollegen. Wir beschäftigen fünf bis sechs dänische Diplomlandwirte als inoffizielle Beobachter der Verhältnisse auf beiden Seiten der Grenze in Südschleswig. Zu ihren vielen Aufgaben gehört der Empfang reichsdänischer Landwirtschaftsdelegationen auf Studienreisen oder Vereinsausflügen. Wenn man deutsche Höfe besichtigt, werden unweigerlich Fragen über Preise gestellt. Was bekommt ihr für Milch, Schweine, Eier usw.? Wenn die Antworten von deutscher Seite vorliegen, kommt es vor, daß einem dänischen Landwirt das Wasser im Munde zusammenläuft. Mit solchen Preisen muß die EWG ein Schlaraffenland sein. Aus Gründen der Objektivität bittet der dänische Diplomlandwirt zu diesem Zeitpunkt um eine Klarstellung der Ausgaben. Was kostet ein Trecker, was kostet 1 kg Saat und was die Spritzmittel, und was bekommt ein Futtermeister? Wenn dann noch der Unkostenfaktor berücksichtigt worden ist, erlebt man, daß dänische Bauern erkennen, daß es doch wohl besser ist, Landwirt in Dänemark zu sein! Mit solchen Beispielen im kleinen als Hintergrund fragen sich heute viele, ob die Steigerung des Unkostenniveaus in dem Milliardenbetrag, den der Landwirtschaftsrat verführerisch beim dänischen Eintritt in die EWG in Aussicht stellt, inbegriffen ist. Sind es Bruttobeträge oder Nettozahlen, mit denen man operiert?

#### *Das deutsche „Wirtschaftswunder“*

Verglichen mit der Landwirtschaft, war die Industrie gut gerüstet, um die Konkurrenz in der Europäischen Gemeinschaft aufzunehmen. Die Tradition, die Erfahrungen waren vorhanden, aber davon konnten die Deutschen nicht leben, als sie 1945 ganz von vorn anfangen mußten. 1947 hatte Großbritannien fast den ganzen Markt für Maschinen und Transportmittel erobert, den es vor dem Krieg mit Deutschland hatte teilen müssen. Die Phasen des deutschen „Wirtschaftswunders“, das in der Geschichte der Weltwirtschaft einmalig ist, sollen im übrigen hier nicht in Einzelheiten erörtert werden. Es ist bekannt, daß Deutschland eine wirtschaftliche Erholungsspritze in Form der Marshall-Hilfe der Nachkriegszeit erhielt, seine Wirtschaft unter Dr. Ludwig Erhard sanierte, von der Hochkonjunktur, die der Korea-Krieg um 1950 hervorrief, profitierte und zunächst die Arbeitsreserven der Millionen von Flüchtlingen ausnutzen konnte. Zuguterletzt verstanden es die Deutschen, durch Selbstdisziplin und Opfer (Lohnstopp), den Riemen enger zu spannen, als der Spurt begann. Hinzu kommt natürlich, so paradox es klingen mag, daß das Land, dessen Industrie aufs radikalste durch einen selbstverschuldeten Krieg zerstört worden war, den Vorteil hatte, die Konkurrenz mit nagelneuem Material aufnehmen zu können.

#### *Moderne Zivilisation — eine Frage des Verkehrs*

Hinzu kam, daß das eigentliche Eisenbahnnetz und Hitlers vorzügliche (militärische) Autobahnen im großen und ganzen unbeschädigt geblieben waren und darauf warteten, benutzt zu werden. Stimmt man der Lieblingsthese der Kulturgeographen zu, daß moderne Zivilisation eine Frage des Verkehrs ist, hatte Westdeutschland 1957 eine starke Ausgangsposition. Das Verkehrsnetz des Landes wird nun ständig durch Elektrifizierung der Eisenbahn (200 km Geschwindigkeit auf gewissen Strecken), neue Autobahnen und Kanäle zwischen den Flüssen ausgebaut. Das deutsche Autobahnssystem ist bei weitem das beste in Europa und wird nur von den USA übertroffen. Um den Arbeitsdruck zu bewältigen, ist es seit vielen Jahren notwendig gewesen, über eine Million Fremdarbeiter zu beschäftigen, obwohl man ein hohes Lohnniveau erreicht hat. Ein anderes Zeichen für die dynamische Entwicklung der westdeutschen Industrie und des Handels im Laufe der zwölf bis dreizehn Jahre der EWG-Periode ist der Stand der DM. Die Deutschen haben revaluiert, wo andere devaluieren mußten. Sie erlebten das für uns Unfaßbare, daß auch eine positive Handelsbilanz, das Anhäufen großer Valutareerven, Probleme mit sich bringen kann. Andere Länder unterstützten die Exportgewerbe und versuchten, den Import zu bremsen. Deutschland war gezwungen, das Gegenteil zu tun.

#### *Größere Einheiten*

Auf mehreren Gebieten waren große deutsche Unternehmen im

Zusammenschluß zu größeren Einheiten, in der Spezialisierung und der Zusammenarbeit quer über die Grenzen im Geiste der EWG führend. Das gilt z. B. für die Farbwerke Höchst, die in dreißig bis vierzig Ländern Fabriken besitzen, u. a. eine große Anlage in Antwerpen. Das gilt für die Agfa (eine Unterabteilung von Bayer), die mit der belgischen Photogesellschaft Gevaert fusionierte. Die Autofabrik Daimler-Benz bei Stuttgart (Mercedes) betreibt Forschungsarbeit zusammen mit dem Giganten „Volkswagenwerk“ in Wolfsburg, das 125 000 Menschen beschäftigt, nachdem die beiden Werke die kleineren Betriebe übernommen haben. Auto-Union kam zu Mercedes, VW erhielt Borgward. Es soll außerdem eine Absprache zwischen Citroen und NSU zwecks einer gewissen Gemeinschaftsproduktion bestehen, und so könnte man zweifelsohne viel mehr Beispiele nennen.

### *Die deutsch-französische Aussöhnung*

Es ist interessant, Deutsche zu fragen, ob die EWG, wie sie die Gemeinschaft der Sechs nennen, ihrem Land auf anderen Gebieten als dem rein ökonomischen genützt hat. Einige antworten, daß die Gemeinschaft dazu beiträgt, den demokratischen Prozeß in der Bundesrepublik zu fördern. Man beteiligt sich an einer europäischen Gemeinschaft und strebt nach politischer Union. So etwas hält die Träume von Großmacht zurück, und bei der Jugend finden die alten nationalen Töne kein Gehör.

Als etwas Wesentliches weisen diese Kreise auf die deutsch-französische Versöhnung hin, die als das größte historische Ereignis der Nachkriegszeit bezeichnet wird, abgesehen vom Kalten Krieg, der ein globales Geschehen ist. Die beiden alten Staatsmänner Charles de Gaulle und Konrad Adenauer begannen eine Entwicklung, die sich u. a. in der deutsch-französischen Jugendzusammenarbeit auswirkte. Ludwig Erhard förderte leider nicht diese Entwicklung, heißt es, aber Bundeskanzler Willy Brandt versucht nun nach Kräften, die Fäden wieder zu knüpfen.

### *Das Problem England*

Leider sind die Anhänger einer vertieften Freundschaft mit Frankreich wegen Europa nicht unkritisch in bezug auf Englands Aufnahme. Sie meinen, daß der europäische Zusammenschluß, besonders der politische, hätte weiter fortgeschritten sein sollen, ehe es zu der großen Erweiterung kommt. Sie sagen, daß die Engländer offen und ehrlich nach Brüssel kommen, nicht um die EWG politisch zu stärken, sondern um die EWG umzugestalten: „Was die Engländer wollen, ist der Absatz ihrer Industriewaren, mit den Landwirtschaftspreisen so gut wie möglich davonzukommen und dann im übrigen — splendid isolation. Mit ihrer charmanten Selbstironie und ihrem understatement verstehen es die Engländer,

Abstand zu halten. Aber ist das die Idee des Europa-Gedankens?“

Zu der Behauptung oder Erwartung, daß Deutschlands Plazierung in der Europäischen Gemeinschaft mit der Verantwortung für das Ganze die alten imperialistischen Träume einfriert, kann man kaum die Frage unterdrücken, ob dann nicht die starke Stellung der Industrie, des Handels und der Banken eine neue „Deutsch-land-über-alles“-Einstellung herbeiführen könnte.

### *Italien als unerwarteter Konkurrent*

Man antwortet, daß die liberale Handelspolitik der EWG, die Spezialisierung und Verbilligung der Waren durch Großbetriebe und freie Konkurrenz dafür sorgen, daß die Bäume im nationalen Wald nicht in den Himmel wachsen. Die Deutschen mußten 1967 zur Kenntnis nehmen, daß Fiat nun mehr Autos produzierte und mehr Menschen (135000) beschäftigte als die populären VW-Werke. Die Italiener haben den Absatz der sogenannten harten Weißwaren: Kühlschränke, Waschmaschinen usw., auf dem richtigen Wege zur Eroberung des Marktes, inklusive des deutschen, dank der niedrigeren Preise, wahrgenommen. Andere als Bosch und Konsorten können also auch mithalten. Die Deutschen haben die Kohlenkrise an der Ruhr erlebt und sind Zeugen des holländischen Abenteuers mit dem Erdgas gewesen, das vielleicht eines Tages in Leitungen nach Norddeutschland als Wärmequelle fließen wird. Und können die deutschen Fabriken mit italienischen Schuhen konkurrieren? Oder mit skandinavischen Möbeln? Das Angebot ist größer, die Preise sind mäßiger.

### *Es gibt keine kulturelle Großmacht*

Wenden wir uns zum Schluß jenen Dingen zu, die man nicht wiegen und messen kann, der Kulturpolitik, dann wird wieder ganz deutlich, daß die dänische Reserviertheit Deutschland gilt. Ganz gewiß gibt es keine Zollgrenzen für geistige Strömungen, aber es ist ja eine alte Erfahrung, daß die Kultur dem Handel folgt. Und hat da nicht der große Nachbar die besseren Voraussetzungen?

### *Wir erhielten die Reformation und den Sozialismus auf deutsch. Welcher „ismus“ kommt noch auf uns zu? Endet es schließlich mit einem reinen Germanismus?*

„Diese Einstellung ist verständlich“, erklärt der Vorsitzende des Grenzverbandes ‚Grenzfriedensbund‘ Dr. Hans Peter Johannsen, Flensburg, ein deutscher Schleswiger aus Tingleff. Er hat während des 20jährigen Bestehens des Vereins für die Schaffung eines Dialoges über die Grenze gewirkt. Das klingt heute selbstverständlich, erforderte jedoch Mut und Entschlußkraft in den Nachkriegsjahren. Der Parlamentarier mit der weißen Flagge läuft ja immer das Risiko, von beiden Seiten beschossen zu werden.

*Dr. Johannsen erkennt, daß die Situation vor einem eventuellen dänischen Eintritt in die EWG eine Herausforderung an den Grenzfriedensbund bedeutet, sein Programm so zu gestalten, daß beide Seiten ein echtes Bild von dem heutigen Dänemark und Deutschland in einer modernen kulturpolitischen Arbeit erhalten.*

„Aber zunächst muß eines hervorgehoben werden“, sagte der Vorsitzende des ‚Grenzfriedensbundes‘: „Diese Aufklärungstätigkeit, diese deutsch-dänischen Gespräche müssen auf der Grundauffassung basieren, daß Dänemark und Deutschland in der Debatte über die europäischen Grundlagen gleichberechtigte Partner sind. In kultureller Hinsicht kann sich niemand als Großmacht etablieren und anderen den Rang minderwertiger Randstaaten zuweisen. Die Länder Europas sitzen in einem Boot.“

*„Sie glauben nicht, daß moderne, realistische Menschen eine solche Programmerkklärung als reichlich lyrisch betrachten werden?“*

„Nein, denn ich hätte gerade hinzufügen wollen, daß absolut kein Grund besteht, einander aus lauter Sentimentalität um den Hals zu fallen. Wenn wir in unserer Generation den Willen zu einer fairen Diskussion erreichen können, bin ich ja zufrieden. Ich bin der letzte, der eine billige Verbrüderung wünscht. Persönlich habe ich dafür Verständnis, daß die Dänen noch eine gewisse Distanz halten wollen. Ich will als deutscher Schleswiger auch einem Dänen nicht um den Hals fallen, aber ich will gerne mit ihm sprechen können. Das haben wir bisher nicht können. Aber lassen Sie uns den Anfang machen und in zwanzig bis dreißig Jahren ein Beispiel dafür geben, wovon die idealistisch eingestellten Vorkämpfer für den Europa-Gedanken heute träumen.“

*„Sollen wir die Vergangenheit überspringen und neu beginnen?“*

„Nein, wir sollen über die Forderungen der Neuzeit informieren, indem wir immer an all das Schmerzliche denken, das zwischen Dänen und Deutschen bestanden hat. Nur so können wir die Zukunft erkaufen. Das muß auf freundschaftlicher Basis geschehen können, ohne daß der eine dem anderen seine Denkart aufzwingt. Das, glaube ich, ist in dem heutigen Deutschland und hier in Schleswig-Holstein möglich. Ich huldige natürlich der nationalen Entspannung unserer Zeit, bin aber mit Prof. Troels Fink darin einig, daß Ruhe an der Grenze ungern zur gegenseitigen Gleichgültigkeit führen sollte.“

*„Wissen wir zu wenig voneinander?“*

„Die Dänen, die mit einer anachronistischen Vorstellung von dem ewigen Preußen mit Pickelhaube und Kaiser-Wilhelm-Bart herumlaufen, müßten Siegfried Lenz, dessen halbes Zuhause und Herz sich übrigens auf Alsen befindet, lesen, um

einen Einblick in deutsches demokratisches Denken von heute zu erhalten. Günther Grass ist ein weiteres Beispiel des Engagements in der modernen Demokratie. In umgekehrter Richtung setze ich mich des öfteren für den Schleswiger Willy-August Linnemann ein. Er ist ein guter Dichter und sowohl in Deutschland als in Dänemark der einzige wirklich Engagierte an der dänisch-deutschen Kulturdebatte.“

## Wenn die Zollgrenze am Scheidebach fällt

Wie die Verhältnisse zwischen den nordischen Ländern bei Dänemarks und Norwegens Eintritt in die EWG eine neue Perspektive erhalten werden, so werden auch die Probleme im Grenzland sich verschieben, jedoch nicht so sehr, wie man im ersten Augenblick leicht annehmen könnte. Wenn ich diese Auffassung auszusprechen wage, dann aus zwei Gründen. Erstens, weil schon zahlreiche ökonomische und praktische Kontakte über die Grenze bestehen und weil die harmonische Entwicklung des Verhältnisses zwischen Dänemark und Deutschland viele der Schranken, die vor Jahren sich hindernd in den Weg stellen konnten, aufgehoben hat. Wenn die Zollgrenze am Scheidebach fällt, wird das eine Intensivierung der Verbindungen und natürlichen Wachstumsbedingungen einer fortlaufenden guten Verständigung zwischen Deutschen und Dänen bedeuten. Zweitens werden kaum Änderungen der Bedingungen eintreten, unter denen die Minderheiten leben. Die großzügige Gesetzgebung in beiden Ländern wird nicht tangiert werden; die kulturelle Entfaltung der beiden Minderheiten wird weiterhin dem Grenzgebiet sein Gepräge geben. Bisher haben wir von einem kulturellen Wettstreit an der Grenze gesprochen. Das wird sicherlich weiterhin so bleiben, aber vielleicht unter anderen Formen mit direkterem Kontakt zwischen den zwei Partnern; vielleicht mit mehr gemeinsamen Veranstaltungen, wo man wetteifern kann, das Beste zu bieten, nicht, um zu werben oder zu missionieren, sondern um jedem Teilnehmer den größtmöglichen Gewinn zu gewährleisten. Diese Aufgabe kann die Staatsmacht nicht lösen, aber sie kann den Vereinen, Schulen und anderen Kulturinstitutionen, die die freie kulturelle Arbeit tragen, Unterstützung gewähren. Auf sie kommen große Aufgaben zu, wenn sie die Zeichen der Zeit verstehen. Die Begegnung der zwei Partner in den Grenzgebieten kann viele menschliche Werte entfalten. Niemand ist an einer Gleichschaltung des europäischen Kulturlebens zu einem großen, grauen Einerlei interessiert. Im Gegenteil wird Grund dazu bestehen, die besonderen nationalen Kulturwerte zu bewahren. Das wiederum bedeutet, daß in den Nationen nach innen Kräfte entfaltet werden müssen, die die Spannung zwischen dem Heimatlichen und dem Gemeinsamen fruchtbar machen können. Beunruhigt können wir fragen, ob wir Dänen zu beiden Seiten der Grenze im gleichen Schritt werden weitergehen können, und wenn nicht, ob wir dann einander helfen können, den volklichen Rhythmus, der gern durch alle Veränderungen beibehalten werden sollte, wiedererlangen. Das kann nicht ohne tiefeschürfende Überlegungen und einen stets bereiten Willen, die gesellschaftliche Entwicklung auch in einem

volklichen Zusammenhang zu sehen, geschehen.

Aus der Rede des dänischen Außenministers aus Anlaß der Jubiläumsveranstaltung für „Grænseforeningen“ am 30. Oktober in Flensburg

## Die nationale Problematik des Grenzlandes heute

... Wie viele stellten sich 1920 vor, was 1945 geschah? Und wer hätte vor fünfundzwanzig Jahren das nationalpolitische Klima im Jahre 1970 Voraussagen können? Wagt jemand, über die Verhältnisse nach weiteren zwanzig Jahren etwas vorauszusagen?

In einem Grenzland muß man lernen, in der Gegenwart zu leben, aber *für* die Zukunft, wie auch immer man sie sich vorstellen mag.

Die Höhenluft, die in diesen Jahren unser Grenzland gleichsam aus dem traditionellen Zusammenhang heraushebt, ermöglicht eine größere Perspektive und neue Aktivität, neue Ziele und neue Mittel. Wir sind den Hemmungen einer eingeeengten Problematik entronnen. Das ist das Neue, das vielleicht Verheißende dieser Periode, worin dieser Zeitabschnitt sich von gewiß allen vorhergegangenen in der Geschichte Sønderjyllands unterscheidet.

Es kann schwierig sein, das Handgreifliche der neuen Situation und ihre Möglichkeiten klar zu formulieren. Sie enthält eine eigenartige Doppelseitigkeit. Eine Mischung der Ereignisse des Tages mit dem Gefühl eines umfassenden Großen über diesen Alltag hinaus. Der nationale Anschlußprozeß des einzelnen Menschen — wie es wohl in der Sprache unserer Zeit heißen muß — ist vielleicht etwas ruhiger geworden. Aber gleichzeitig verbindet man mit diesem Prozeß des Beschlusses eine Reihe von Überlegungen und Gesichtspunkten, die den traditionellen Begriff der Nationalität sprengen. Es besteht nicht nur ein Zusammenhang zwischen der nationalen Wertung und dem Internationalen, das ja ein ganz deutliches Kennzeichen der heutigen Zeit ist, man setzt sich nicht nur für sein Eigenes, seinen eigenen nationalen Entschluß ein, sondern man sieht und erkennt auch das Positive in dem nationalen Entschluß der anderen, wo man früher vielleicht nur einen Gegner erblickte.

Die nationale Problematik des Grenzlandes tritt zweifelsohne ruhiger in Erscheinung als früher. Aber es wäre eine ernsthafte Fehlschätzung, zöge man aus dem augenblicklichen Zustand der Dinge den Schluß, daß die nationale Problematik ausgeschieden sei. Das einzige vielleicht Bleibende in den wechselnden Situationen unseres Grenzlandes ist die Tatsache, daß eine sogenannte Konfrontation zwischen verschiedenen Gesichtspunkten, verschiedener Stellungnahme, verschiedener Überzeugung stattfindet. Der Grenzlandbewohner entgeht nicht dieser Konfrontation, entgeht nicht einer eigenen Stellungnahme. Heute enthält die Haltung des Grenzlandbewohners jedoch viel mehr Momente als früher. Es gilt nicht nur die Frage der Formulierung: dänisch oder deutsch; es gilt etwas anderes und mehr als eine traditionelle

Wertung. Alle die verschiedenen Verhältnisse des Gesellschaftslebens bestimmen stärker als früher die Entscheidung: das Kulturelle, das Soziale, das Parlamentarische, das Gesellschaftsstrukturelle im weitesten Sinne. Es gelten auch immer mehr die internationalen Perspektiven, u. a. die Ausübung des Rechtes zur Selbständigkeit der einzelnen Nation im Zusammenspiel mit anderen. Es ist vielleicht charakteristisch für unser Zeitalter, daß sowohl das Nationale als auch das Internationale in einem bisher nicht gekannten Zusammenhang aktualisiert werden.

Die Grenzlandsituation ist also heute in vieler und wesentlicher Hinsicht anders als vor nur wenigen Jahren. Sie ist jedoch nicht weniger interessant oder weniger aktuell und auch nicht weniger bedeutungsvoll geworden. Die augenblickliche Form der Konfrontation ist nicht nur eine Herausforderung an die einzelnen Menschen, sondern — und darauf müssen wir nördlich der Grenze sehr genau achten — gleichzeitig und in weit höherem Grade als früher eine Herausforderung an die Gesellschaft der beiden Völker, die direkter als früher Teile der Auseinandersetzung sind ...

Aus der Rede des Hauptvorsitzenden von „Grænseforeningene“ auf der Jubiläumsfeier in Flensburg am 30. Oktober (nach Flensburg Avis vom 31. Oktober)

## Begegnungsraum zwischen Nord und Süd

Ein weiter Bogen spannt sich vom 22. November 1945 bis zum 22. November 1970. Dazwischen liegt ein Vierteljahrhundert, in dem der Bund deutscher Nordschleswiger Verantwortung vor Heimat und Volk trug.

Wieweit der einzelne Nordschleswiger mit dem einverstanden ist, was in den verflossenen 25 Jahren getan oder unterlassen, was an Hoffnungen erfüllt oder enttäuscht wurde, läßt sich kaum auf einen Nenner bringen.

Erhebt sich aber die Frage, ob jemand im deutschen oder im dänischen Lager im Herbst 1945 sich die Situation von heute vorstellen konnte, so muß ein deutliches Nein gesagt werden. Die wirklich gute deutsch-dänische Nachbarschaft von heute im Grenzland selbst, aber auch zwischen Dänemark und Deutschland erschien damals als ein fernes, sehr fernes Ziel. Der einzelne deutsche Nordschleswiger, ob er nun im Gefängnis oder im Faarhuslager saß, oder von der strafrechtlichen Verfolgung verschont blieb, jeder hatte seine Sorgen und im Grunde genommen genug, um mit sich selber ins reine zu kommen. In vielen Familien herrschte Trauer um gefallene Söhne. Dazu gesellte sich die quälende Frage nach dem Warum. Für die meisten war eine Welt zusammengebrochen ...

... es fehlte ein gemeinsamer Ausgangspunkt, eine klare und tragfähige, zukunftssträchtige Konzeption. Sie stellte sich ein: die Niederschrift des Haderslebener Kreises vom 11. November 1943. Sie bildete den Kernpunkt der vor 25 Jahren beschlossenen Gründungserklärung. Sie einte letztlich die verschiedenen Anschauungen und Meinungen, die sich über den künftigen Weg gebildet hatten, und sie verhinderte den Bruch, den durchaus möglichen Bruch zwischen dem Teil der Bevölkerung, der von den politischen Prozessen erfaßt und dem, der unbehelligt blieb. Innere Kämpfe, die zur Spaltung hätten führen können, blieben aus. Damit ist nicht gesagt, daß es kein Ringen, keinen Streit grundsätzlicher und persönlicher Art gegeben hätte. Es gibt ihn auch heute, wie es in jeder lebendigen demokratischen Gemeinschaft der Fall sein muß ...

Die Nordschleswiger legten in jener Zeit einen unumstößlichen Beweis für ihre innere Lebenskraft und für ihre Existenzberechtigung ab. Das ist das Beglückende bei der Rückschau auf das verflossene Vierteljahrhundert.

Was die nächsten 25 Jahre bringen, vermag keiner zu sagen. Gewiß aber entspricht die Linie, die der Bund deutscher Nordschleswiger vertritt, den Gegebenheiten unserer Zeit. Wo 1945 noch unüberbrückbare Gegensätze vorhanden waren, ist heute die Bereitschaft zur Zusammenarbeit im Grenzland gegeben. Der Krampf der Zeit der scharfen nationalen Auseinandersetzungen ist

der Einsicht gewichen, daß deutsche und dänische Schleswiger, fest im eigenen Volk verwurzelt, viel Gemeinsames zu verteidigen, zu schaffen und zu bauen haben. Bei dieser Lage kann man nur hoffen, daß deutsche Nordschleswiger wie vor 25 Jahren genügend innere Spannkraft besitzen, um das vorauszu denken, was für Nordschleswig in den kommenden Jahrzehnten wichtig und richtig ist, und entsprechend zu handeln. Es besitzt keiner das Patentrecht auf die richtige Lösung, aber wer sie findet, dem mögen alle guten Kräfte dazu verhelfen, sie mit Leben zu erfüllen...

Das Ziel heißt doch wohl, aus dem schleswigschen Grenzland einen blühenden Garten zu machen, den Menschen ein Leben in Freiheit und Sicherheit zu gewähren und das Grenzland zu einem Begegnungsraum und einer Nahtstelle zwischen Nord und Süd werden zu lassen. Eine Heimat zu gestalten, in der sich deutsche und dänische Schleswiger wohlfühlen und die ihrem Leben Sinn und Inhalt gibt.

Aus dem Jubiläumsartikel des „Nordschleswiger“ aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des „Bundes deutscher Nordschleswiger“ am 22. November 1970

## DER STECHLIN

### *Lebendige Gesellschaftskritik oder Bilder aus deutscher Vergangenheit?*

Es gibt eine große Fontane-Literatur. Sie ist in ihrer Tiefe und Spannweite bemerkenswert. Stellvertretend für viele andere nenne ich den Germanisten Julius Petersen, den Dichter Thomas Mann und den Weimarer Kunsthistoriker Hans-Heinrich Reuter.

Es gibt eine große Fontane-Leserschaft. Sie ist in ihrer Breite und Ausdauer bemerkenswert. Stellvertretend für sie kann man jedoch niemanden nennen. Fontane-Leser ist immer der einzelne; und es bleibt individuell, wie er Fontane annimmt und aufnimmt!

Als ein solcher Leser spreche ich. Es ist weder ein wissenschaftlicher Beitrag noch ein literarisches Essay, noch ein allgemeines Leserurteil. Es sind persönliche Gedanken über und um Fontane, Gedanken als Dank!

### *150 Jahre — Zeit ohne Maß*

Im Nordwesten der Mark Brandenburg, etwa halbwegs zwischen Rheinsberg und Fehrbellin, wurde der Autor des „Stechlin“ als Sohn hugenottischer Eltern in Neuruppin geboren, in der Wende des Jahres 1819 zum Jahre 1820. Wie entfernt, ja wie fast nur noch schemenhaft wirken auf uns Jahreszahl, Ortsnamen und Ereignisse! Am vorletzten Tage des Altjahres 1969 verzeichnete die Literaturgeschichte die 150. Wiederkehr dieses Geburtstages. Er war Anlaß — ein willkommener — für Rundfunk und Fernsehen, für die literarischen Beilagen unserer Zeitungen und die Auslagen der Buchläden, Fontane in das Bewußtsein unserer Zeit zu rücken.

So leben wir in einer Fontane-Renaissance. Was aber bedeutet sie? Ist sie nur modisch bedingt und zeitlich begrenzt? Oder aber hat das literarische Vermächtnis von Fontane noch Bezug auf die Probleme, die mit uns, dem Menschen des Jahres 1970, geboren sind? Das eine ist sicher: bei der Differenziertheit des Menschen Theodor Fontane, bei den so zahlreichen und in sich nicht gleichen Werken des Autors Fontane, bei dem großen Zeitraum, der seine und unsere Zeit voneinander trennt, und bei der Ungewißheit über unseren eigenen geistigen Standort läßt sich diese Frage nicht mit der letzten Verbindlichkeit beantworten. Was also hat uns Fontane zu sagen und in welchem Werk und wo wird seine Aussage endgültig und verbindlich? Vor dem Hintergrund dieser Frage gewinnt sein letztes in sich abgeschlossenes literarisches Werk, nämlich der bis in die letzten psychologischen Feinheiten ausgewogene Roman „Der Stechlin“, seine

besondere Bedeutung. Im Jahre 1895, vor 75 Jahren, begann Fontane mit diesem Werk. Er war damals 76 Jahre alt. Nahezu in der Mitte des von uns zu erfassenden Zeitraums stehend, erweist sich somit der „Stechlin“ als der Tragpfeiler, über den wir die Brücke von heute 150 Jahre zurückschlagen können: Zumindest zeitlich, aber ich meine, der „Stechlin“ hat für uns vor allem auch die geistige Qualität eines Brückenpfeilers. Als Fontane 1895 mit dem „Stechlin“ begann, brachte er die reiche Erfahrung von 76 Jahren bewußt gelebten Lebens ein. Sein „Stechlin“ sollte weder ein historischer noch ein Gesellschaftsroman, sondern er sollte, wie er es selbst gesagt hat, ein politischer Roman werden. Politik heißt aber, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in *einem* zu begreifen. Darum beschränkte er sich nicht darauf, Vergangenes zu bilanzieren und die Gegenwart zu kritisieren, sondern er visierte zugleich, vielleicht auch sogar vornehmlich, die Zukunft an. Welche Möglichkeiten und welchen Willen er hierzu hatte und inwieweit wir nach 75 Jahren überhaupt noch in der Lage sind, die Signale seines geistigen Wirkens aufzufangen, das ist eben die Frage nach seiner Aktualität. Ein kurzer Blick zu den Ereignissen *jener* Jahre und *unserer* Zeit mag das Problem verdeutlichen. Die Jahreszahlen 1819, 1895 und 1969 sollen stellvertretend dafür stehen.

1819: Karlsbader Beschlüsse, Queen Victoria geboren, USA kauft Florida von Spanien, Simon Bolivar beginnt mit der Befreiung Südamerikas von der spanischen Herrschaft. Gottfried Keller geboren, August von Kotzebue ermordet. Schopenhauer schreibt „Die Welt als Wille und Vorstellung“, die amerikanischen arktischen Inseln werden erforscht, James Watt stirbt. Der Raddampfer „Savanna“ überquert als erstes Dampfschiff in 26 Tagen den Ozean. In England Einführung des zwölfstündigen Arbeitstages und Arbeitsverbot für Kinder unter neun Jahren.

1895: Kurt Schumacher wird geboren, Thomas Mazaryk gibt die Schrift heraus „Die tschechische Frage“. Kubanischer Aufstand gegen Spanien; im Frieden von Schimonoseki verliert China Korea, Formosa und die Pescadores. Gustav Freytag stirbt, im gleichen Jahr erscheint der „Erdgeist“ von Wedekind, Bebel verfaßt die Schrift „Die Sozialdemokratie und das allgemeine Wahlrecht“, Friedrich Engels stirbt, der letzte Band „Das Kapital“ von Karl Marx erscheint, Käthe Kollwitz beginnt mit den 1898 vollendeten sechs Radierungen „Der Weberaufstand“. Ramsey und Cleve entdecken das Edelgas Helium auf der Erde und Röntgen die nach ihm benannten Strahlen. Und last not least die Frauenmode: glatte weite Röcke, halblange Puffärmel, Schärpen.

75 Jahre später: Eines für alles, was im Jahre 1969 geschehen ist: Am 16. Juli starten die amerikanischen Astronauten Armstrong, Aldrin und Collins zum Mond, betreten ihn als erste Menschen und kehren nach acht Tagen wohlbehalten auf

die Erde zurück.

Ich habe bewußt nur wenige Tupfen auf die kulturhistorische Palette aufgesetzt. Sie sollten ausreichend sein, um die Problematik aufzuzeigen und sichtbar werden zu lassen, daß diese wenigen von mir skizzierten Ereignisse aus 150 Jahren Vergangenheit eben keine überzeugende Antwort auf die Frage geben, ob für uns Fontane Rückblick oder Ausblick bedeutet. Da haben wir den großen Entwicklungssprung im technisch-wissenschaftlichen Bereich, da haben wir die Erkenntnis, daß der Zeitraum von Fontanes Geburt bis zum heutigen Tage eine Entwicklung beinhaltet, die über ein Kalendermaß von 150 Jahren hinausgeht. Denn im Grunde genommen beginnt dieser Zeitraum bereits bei der Französischen Revolution, durchmißt den gesamten Entwicklungsraum jener gesellschaftspolitischen Ideen und endet dort, wo für uns, wenn auch noch nicht klar erkennbar, der Beginn einer neuen Epoche sich abzeichnet. Die immer noch so gern zitierte Allianz von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit existiert nicht mehr. Die Brüderlichkeit ist aus der Welt, und Freiheit und Gleichheit stehen nicht mehr wie einst gleichberechtigt nebeneinander, sondern getragen von einer romantischen Sehnsucht einer neuen Generation nach einer „besseren Welt“ gewinnt die Gleichheit immer stärkeren Vorrang vor der Freiheit. Das ist das Eine, das Trennende. Auf der anderen Seite aber haben eine Reihe politischer Ereignisse aus den Jahren 1819 und 1895 eine solche Aktualität und wirken so stark noch in unsere Zeit hinein — ich nenne nur beispielhaft Südamerika, Kuba, USA, China oder die tschechische Frage —, daß die lange Zeitspanne von 150 oder auch nur 75 Jahren zu einem Nichts zusammenschumpft und Probleme und Menschen von damals gegenwartsnah werden lassen. Nein, allein von den Jahreszahlen her läßt sich die komplexe Persönlichkeit Fontanes nicht begreifen.

#### *Fontane — ein Mensch mit seinem Widerspruch*

Diese im tiefsten Sinne des Wortes besondere Vielschichtigkeit, dieses Farbenspektrum, das ist das Phänomen Fontane. Es gibt wohl kaum einen deutschen Dichter, der eine so unterschiedliche Wirkung auf den interessierten, den engagierten Leser ausgeübt und zugleich aber auch eine so unterschiedliche Beurteilung durch diesen hervorgerufen hat. Welche Werke von Fontane werden am meisten gelesen und in welche Kategorie pflegt der Leser sie einzuordnen? Leider gibt es darüber keine Umfrage. Sie wäre interessant, denn sie würde einmal von einer ganz anderen Blickrichtung her, um mit einem modischen Schlagwort zu sprechen, in demokratisierter Form zu einer Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit Fontanes beitragen, an der es immer noch fehlt. Sehe ich jetzt einmal von den speziellen Fontane-Kennern ab, die um die stoffliche Breite Fontanes wissen, welche unterschiedliche Lesenachfrage auf dem Fontane-Markt! Da gibt es die

einen, die nur die Balladen, die märkisch-preußischen oder die schottisch-englischen, schätzen. Da gibt es die anderen, das sind die Liebhaber der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Andere goutieren als literarische Feinschmecker am meisten seine Briefe. Und dann schließlich wieder schwört man allein auf seine Romane, die ihrerseits aber auch gruppenweise ihre ganz bestimmten „Klientel“ haben. Mit dieser, wenn auch nur ganz weitmaschigen Aufgliederung einer sehr breiten Leserschaft haben wir zugleich auch die mannigfachen Etiketts: Fontane, der Dichter der Heimat; Fontane, der preußische Dichter; Fontane, der radikaldemokratische, der journalistische Streiter; Fontane, der Schilderer der gesellschaftlichen Zustände des 19. Jahrhunderts; oder aber: Fontane, der Kritiker der Gesellschaft seiner Zeit. Bald gilt er als Konservativer, bald als Liberaler, bald als Sozialist oder aber als alles in einem. Ein Körnchen Wahrheit steckt in jedem, und doch geht man mit dieser vereinfachenden, schablonenhaften Etikettierung am eigentlichen Wesen Fontanes vorbei. Sicherlich, auch bei anderen Dichtern ist es so, daß die verschiedenen Werke ihre besonderen Bewunderer, ihre Lobby, haben. Das wird um so stärker immer dort auftreten, wo ein besonders reichhaltiges Schaffen vorliegt und zugleich eine starke innere Entwicklung des Dichters zu verzeichnen ist. So mag sich bei Schiller der eine für die „Räuber“ oder für „Kabale und Liebe“, der andere für die Gedankenlyrik und ein dritter für „Wilhelm Tell“ begeistern. Und doch, da ist ein fundamentaler Unterschied gegenüber Fontane. So verschieden auch jene Werke nach Alter, Reife, Erfahrung und Entwicklung sein mögen, durch sie alle zieht sich ungebrochen die gleiche Lebenslinie hindurch und offenbart damit ihre Einheit. Bei Fontane ist das nicht der Fall, oder besser gesagt, ist das ohne Kenntnis des Ganzen nicht erkennbar. Das erschwert den Einstieg in sein Schaffen. Lassen Sie mich das an wenigen Beispielen kurz skizzieren: In der Autobiographie von 1874 heißt es: „Alles, was ich seitdem in Versen und Prosa geschrieben habe, hat dieselben zwei Ausgangspunkte und dreht sich um Märkisch-Preußisches oder um Englisch-Schottisches. Ich folgte hierin dem Zug meines Herzens.“ Und er fügt hinzu, daß ganz besonders die drei „glorreichen Kriege von 1864, 1866 und 1870“ wie von selbst auf Ausbildung und Betonung des patriotischen Elementes hingewiesen hätten. Dabei hatte Fontane, als er dieses niederschrieb, die Zeit bei der Kreuz-Zeitung längst hinter sich und war bereits Mitarbeiter bei der Vossischen Zeitung. Nimmt man nun die märkisch-preußischen oder die englisch-schottischen Balladen zur Hand, so scheint in der Tat diese Autobiographie ihre Bestätigung zu finden. Lesen wir aber nach, was der Briefschreiber und Journalist Fontane mit spitzester Feder über den „Borussismus“ abwertend geschrieben hat, oder erinnern wir uns an sein Gedicht „Arm oder reich“, worin es heißt:

„Einen Großadmiral würde ich morgen ernennen,  
der müßte die englische Flotte verbrennen,

auf daß — Gott segne seine Hände —  
das Kattun-Christentum aus der Welt verschwände.“

Und halten wir dem entgegen, wie er vor einer sich in Preußen abzeichnenden Anglophobie gewarnt hat, nämlich, daß es nicht England ist, was schwarz ist, sondern nur das Glas, durch das man es betrachtet, dann ist es in der Tat schwer, die Enden zusammenzubekommen. Und im „Stechlin“, da haben wir gleich beides, das pro und contra England. Das Pro in der Darstellung des von seinem englischen Aufenthalt her geprägten Grafen Barby und das Contra in den unfreundlichen Äußerungen des alten Stechlin über die Vettern drüben.

Noch deutlicher wird das zumindest scheinbar Widersprüchliche bei Fontane dort, wo sein dichterischer Genius am stärksten hervortritt, nämlich in der Schilderung der Gesellschaft und in dem Sich-Auseinandersetzen mit dem Menschen. Nehmen wir Bismarck zum Beispiel. In dem Gedicht „Ja, das möchte ich noch erleben“ wird das spannungsweite und ihn sichtlich faszinierende Thema gleichsam spielerisch und doch bereits schon hintergründig angeschlagen:

„Eigentlich ist mir alles gleich,  
der eine wird arm, der andere wird reich.  
Aber mit Bismarck, was wird das noch geben?  
Das mit Bismarck, das möchte ich noch erleben.“

Aber was wollte Fontane mit ihm erleben, Gutes oder Schlechtes? Was ist ihm Bismarck also? Eine Mischung von „Übermensch und Schlauberger“ nennt er ihn in einem seiner Romane. Und in „Cecile“ heißt es: „Wir sind kein Volk, das seiner Natur und Geschichte nach einen Dalai-Lama ertragen kann, und doch haben wir ihn. Wir haben einen Dalai-Lama, dessen Schöpfungen, um nicht zu sagen Hervorbringungen, wir mit einer Art Inbrunst anbeten.“ Oder in „L’Adultera“: „Er wird überschätzt, sage ich. Glauben Sie mir, er hat was Plagiatorisches. Ja, meine Freunde, den Heroenkultus haben wir, und den Götterkultus werden wir haben. Bildsäulen und Denkmäler sind bereits da, und die Tempel werden kommen.“ Und am Schluß: „Alles Spiel und Glück, sage ich, und daneben ein unendlicher Mangel an Erleuchtung, an Gedanken und vor allem an großen schöpferischen Ideen.“ „Cecile“ erschien im Jahre 1887, „L’Adultera“ im Jahre 1882. Aber dann wiederum knapp zwei Monate vor seinem Tode, am 3. August 1898, Fontanes großartiger Nachruf für Bismarck:

„*Wo Bismarck liegen soll.*  
Nicht in Dom oder Fürstengruft,  
er ruh in Gottes freier Luft  
draußen auf Berg und Halde;  
noch besser, tief, tief im Walde.  
Widukind lädt ihn zu sich ein!

Ein Sachse war er, drum ist er mein.  
Im Sachsenwald soll er begraben sein.“ – – –  
„Und kommen nach dreitausend Jahren  
Fremde des Wegs gefahren“ — und ich kürze hier —  
„und staunen der Schönheit und jauchzen froh,  
so gebietet einer: Lärmt nicht so!  
Hier unten liegt Bismarck, irgendwo.“

Liebe hat Fontane sicherlich zu keiner Zeit für Bismarck verspürt, aber diese eindrucksvollen Verse — mag auch die neueste Fontane-Forschung dieses bestreiten — sind Ausdruck echt empfundener Reverenz für einen genialen Staatsmann. Doch könnte ausgerechnet ein Fontane jemanden bewundern, der „plagiatorisch“ ist? Der „Stechlin“ läßt die Frage, wie Fontane zu Bismarck stand, unbeantwortet. An einer Stelle heißt es: „Jeder glückliche General ist immer eine Gefahr. Und unter Umständen auch noch andere. Sehen Sie sich den alten Sachsenwalder an, unseren zivilen Wallenstein.“ An anderer Stelle dagegen wiederum: „Ein starkes Selbstbewußtsein ist nie gerechtfertigt, Bismarck vielleicht ausgenommen.“ Und Woldemar schließlich vermerkt in seinem Tagebuch: „Und dazu der alte Graf, wie ein Zwillingbruder von Papa. Derselbe Bismarck-Kopf.“ Hatte Fontane nicht selbst einen Bismarck-Kopf? Fragen über Fragen. Fontane ist dem ihm besonders eigenen Stil, nämlich, seinen differenzierten Denk- und Urteilsprozeß offenzulegen, konsequent treu geblieben. Denn auch über die Entstehungsmotive des „Stechlin“ kennen wir Äußerungen von Fontane, die — jede für sich genommen — zu ganz unterschiedlichen Interpretationen führen müßten. So schreibt er am 12. Mai 1897 an Ernst Heilborn, den Herausgeber der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo“: „Ich stecke so drin im Abschluß eines großen, noch dazu politischen (!! ) und natürlich auch märkischen Romans.“ Ein Jahr vorher hieß es in einem Brief an Karl-Robert Lessing: „Im Winter habe ich einen politischen Roman geschrieben (Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein sollte und wie er ist).“ Der Roman heißt „Der Stechlin“. Und am 19. November 1897 schrieb er an Friedrich Paulsen: „Ich hoffe, Ihnen in Jahresfrist einen Roman überreichen zu können. Er ist auch patriotisch, aber er schneidet die Wurst von der anderen Seite an und neigt sich mehr einem veredelten Bebel- und Stöcker- als einem Ziethen- und Blüchertum zu.“ Nehmen wir dann noch einen Brief an Max von Bredow vom 1. August 1898, also nach Abschluß des „Stechlin“: „Mein Ideal hat sich erst ganz allmählich herangebildet und besteht darin, ein Buch zu schreiben, das unterhaltliches Geschichts- und Gedichtenbuch und zugleich aufschlußgebendes Nachschlagebuch sein soll. Einen besseren Stoff als die Bredows gibt es in der Mark Brandenburg nicht. Sie sind es, an denen man typisch märkische Tugenden und vielleicht auch (pardon) kleine märkische Schwächen

besser studieren kann als an irgendeiner anderen Familie.“ Also fügen wir diese Äußerung noch hinzu, die eine ganz andere Richtung einzuschlagen scheint, so bleibt wirklich die Frage: Wo liegt der Akzent des politischen Romans „Der Stechlin“? Im Preußisch-Märkischen, in einer Art „Adelsspiegel“ nach dem alten Vorbild der Fürstenspiegel, im Gesellschaftskritischen oder in etwas ganz anderem? Der Stechlin möge selbst die Antwort hierauf geben. Ich bin überzeugt, er kann es. Ich aber darf mich auf einige Reflektionen hierzu beschränken.

*Bild einer Gesellschaft — farbige Portraits vor farblosem Hintergrund*

Zeit und Zeitströmung bestimmen unser Urteil oder formen zumindest die Urteilsmaßstäbe, die wir uns setzen. Bewußt oder ohne unser Wissen werden wir von dieser Strömung getragen oder aber wir bauen eine entsprechende Gegenposition auf. Beides läuft letzten Endes auf das gleiche hinaus. Die Gefahr bleibt der Verlust der Mitte, und je extremer die Position, desto breiter das unausgeleuchtete Band. Wir leben gegenwärtig in einer Zeit, die sich weltweit die Frage nach der richtigen Ordnung stellt. Politische Ereignisse und Systemlehren beschleunigen diesen Prozeß. Wir nennen das schlechthin Gesellschaftspolitik. Gemessen an diesem Maßstab, mag allein schon die Frage, ob im „Stechlin“ etwas vorhanden ist, was nicht eine gesellschaftspolitische Aussage bedeutet, eine Abwertung sein. Und doch ist es so, und ich meine, daß das nichts Negatives ist. Wer Fontane nur mit der gesellschaftspolitischen Brille liest, wer alles eliminiert, was nicht gesellschaftspolitisch ist, oder wer jede gesellschaftliche Schilderung in Gesellschaftspolitik ummünzt, der liest eben nicht mehr den „Stechlin“ von Theodor Fontane, sondern ein anderes Buch. Was für das Leben von Fontane und für seine Werke gilt, das gilt auch für die Frage nach dem Sinn des „Stechlin“: es gibt kein klares Ja oder Nein.

So enthält der von Fontane ausdrücklich als politisch bezeichnete Roman durchaus eine Reihe von Bildern aus der deutschen Vergangenheit, und sie machen, ich möchte das nicht verhehlen, nicht zuletzt den Charme dieses Werkes aus. Was heißt nun aber „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“? Ich spreche hier nicht von dem Werk von Gustav Freytag — wer kennt es noch?! —, sondern von dem Begriff, der sich gleichsam von diesem Buch gelöst hat. Solche Bilder können die Vergangenheit wirklichkeitsnah und begreifbar machen. Aber sie können sie auch verzeichnen. In keiner Form der Literatur wohnen Kunst und Kitsch so nahe beieinander wie hier. Kunst ist es dann, wenn mit der Zeitschilderung eine Brücke von der Vergangenheit *gewordenen* Gegenwart zur Vergangenheit *werdenden* Gegenwart geschlagen wird, wenn also das die Vergangenheit und Gegenwart gemeinsam Tragende, das Geschichtliche, verständlich und gegenständlich gemacht wird, Kunst ist es dann, wenn wir vergessen, daß das Wort Wort ist und wir Vergangenes mit allen unseren Sinnen

erfassen, wenn wir es gleichsam sehen, es fühlen, es riechen. Daher kommt es nicht auf die Fakten so sehr an; es ist das spezifische Fluidum, das entscheidet. Schon vor fünfzig Jahren wären die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ ein schlechter Wanderführer gewesen. Und doch geben sie, davon bin ich überzeugt, noch heute das geschichtlich gewordene Lokalkolorit der Mark Brandenburg wieder. Fontane ist die Verdichtung — ich gebrauche das Wort bewußt in der doppelten Bedeutung — seiner Zeit besonders gut gelungen. Dabei diente ihm der Mensch, sei es in der historischen Beschreibung, sei es in der Entwicklung seiner Romanfiguren, als Medium, um in dem Leser ein Bild der Zeit entstehen zu lassen. Wir begegnen dieser bildhaften Darstellung in einer Vielzahl seiner Romane. Das Typische in ihnen von Mensch und Raum ist auch noch heute lebendig. Stines Schwester, die Witwe Pittelkow, als ein Berliner Urtyp, hat Zeit, politische Systeme, Bomben und Mauer überstanden, mag auch die Invalidenstraße in jener alten Form nicht mehr existieren. Und die Pittelkow wird leben, solange es noch Berliner gibt. Auch der „Stechlin“ weist eine Reihe solcher Bilder auf, wenn sie auch insgesamt etwas blasser als in den anderen Romanen sind, immerhin: Frau Hagelversicherungssekretär Schickedanz, die Fahrt von der Jannowitzbrücke nach dem Eierhäuschen in Treptow oder die Barbysche Wohnung am Kronprinzenufer, das war das Berlin der neunziger Jahre und das ist es in einem gewissen Sinne auch noch heute. Dabei ist es noch nicht einmal wichtig, ob die Einzelheiten genau stimmen. Selbst da, wo für uns Berliner klar erkennbar ist, daß es sich um dichterische Phantasie handelt, bleibt diese wirklicher als die Wirklichkeit. Das ist eben Dichtung. Was der Musiklehrer Wrschowitz über die Berliner sagt, mag vielleicht schon etwas mehr ins Gesellschaftskritische gehen, aber seine Darstellung der Berliner Madamm, das ist ein kulturhistorisches Bild, das auch in Jahrzehnten seine Leuchtkraft nicht verloren hat: „Die Damen? O, die Damen serr gutt, aber nicht speziffisch. Speziffisch in Berlin bloß die Madamm: Ich war, gnädigste Gräfin, in Petersburg, und ich war in Moscou. Und war in Budapest. Und war auch in Saloniki! Ah, Saloniki! Schöne Damen von Helikon und schöne Damen von Libanon, hoch und schlank wie die Zeder. Aber keine Madamm. Madamm nirgendwo; Madamm bloß in Berlin.“ Und dann zum Schluß „Dame! Dame denkt an Galan, Dame denkt an Putz; oder vielleicht auch an Divorçons. Aber Madamm denkt bloß an Rieke draußen und mitunter auch an Paul. Und wenn sie zu Paul spricht, der ihr Jüngster ist, so sagt sie: ‚Jott, dein Vater.‘ O, die Madamm! Einige sagen, sie stürbe aus, andre sagen, sie stürbe nie.“ Und sie ist nicht gestorben. Das sind Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die uns für die Erkenntnis und das Verstehen jener Zeit nützlich, nein unentbehrlich sind. Man sollte das klar herausstellen, gerade in unserer Zeit, die sich so sehr von der Geschichte abwendet. Und das hat auch nichts mit der Literaturform des historischen Romans alter Prägung zu tun. Der

„Stechlin“ ist — weiß Gott — alles andere als ein solcher.

Doch Fontanes Tableau seiner Zeit hat auch Lücken. Und weil es Lücken hat, vermittelt es in einer bestimmten Richtung hin falsche Vorstellungen. Der Realist Fontane ist kein überzeugender Interpret der sozialen Verhältnisse. Nichts von dem Leben der Arbeiter, nichts von der Entwurzelung der Bauernsöhne, nichts von der Proletarisierung, nichts von den Hinterhöfen des Berliner Wedding. Das Todesjahr Fontanes war zugleich das Geburtsjahr von Bert Brecht. Wäre dieser ein Zeitgenosse Fontanes gewesen, ich bin sicher, er hätte ihn, wie seinerzeit Gerhart Hauptmann, unterstützt und gefördert. Aber ebenso wie die 1892 erschienenen „Weber“ im „Stechlin“ keinen Niederschlag gefunden haben, ebenso wird man auch sagen können, daß zum Beispiel die Fragen eines lesenden Arbeiters, wie sie Brecht in seinem Gedicht „Wer baute das siebentorige Theben“ formuliert hat, nicht die Fragen Fontanes gewesen wären. Die Massen und das Häßliche waren nicht seine Welt.

Das bedeutet allerdings nicht, daß im „Stechlin“ die sozialen Probleme völlig ausgeklammert sind. Vom Gegenstand her wird das Thema angesprochen bei der Schilderung der Wohnverhältnisse der Dienstmädchen jener Zeit. Man erfährt von den Hängeböden und diesen Badestuben, die Rumpelkammer und Dienstmädchen-Schlafstelle zugleich sind. Doch das hat keine sozialkritische, geschweige denn sozialpolitische Note; es wirkt mehr wie ein Einzelfall. Der Leser ist zwar verstimmt, aber er ist nicht verstimmt über die soziale Situation, sondern über das Verhalten einer bestimmten Person. Auch das Gespräch zwischen den Kutschern des Grafen Barby und des Herrn von Stechlin und dem Portier Hartwig gibt nicht viel her. Zwar heißt es dort einmal: „Kenn ich, kenn ich, der Bourgeois tut nichts für die Menschheit. Und wer nichts für die Menschheit tut, der muß abgeschafft werden.“ Aber ein solcher Satz aus dem Munde des nicht ohne eigenes Verschulden oft die Stelle wechselnden Dienstmädchens Hedwig hat keine Tiefenwirkung. Bei dem ausgiebigen Kaffeeschnack der beiden Kutscher und des Portierehepaares Hartwig sollte nichts über die Herrschaft gesagt worden sein? Das ist unrealistisch! Die Barbys und Stechlins waren sicherlich so etwas, was man eine gute Herrschaft zu nennen pflegte. Aber trotzdem hat es natürlich immer Spannungen gegeben und muß es gegeben haben. Beaumarchais' Figaro war überall ein wenig zu Hause. Hier wird das Bild nicht nur blaß, es ist einfach verzeichnet.

Andererseits gibt es auch Stellen im „Stechlin“, wo für denjenigen, dessen Ohr auf Kammerton eingestellt ist, die soziale Situation als soziale Frage vernehmbar wird. Ich denke zunächst an das Gespräch zwischen dem Grafen Barby und seinem langjährigen Diener Jeserich. Thema: das Silberputzen. Hier fällt das Wort von dem „man möchte auch einmal Mensch sein“. Es geht hier gleichsam in

Vorausschau künftiger Entwicklungen um das Primat der persönlichen Freiheit, die auch durch beste patriarchalische Fürsorge nicht aufgewogen werden kann. Das heißt, hier wird — und das ist sehr typisch für Fontane — in einer scheinbar belanglosen Nebensächlichkeit, in einem scheinbar belanglosen Gespräch schon der Konflikt zwischen dem materiellen Wohlstand und der persönlichen Freiheit, oder noch weiter gefaßt, das Postulat nach der Gleichheit in der Gesellschaft sichtbar gemacht. Und dann scheint das Thema noch einmal anzuklingen, und zwar bei dem Ausflug nach dem Eierhäuschen. An dem schon in der Dämmerung liegenden östlichen Horizont werden vor den Spaziergängen die Fabrikschornsteine von Spindlersfelde sichtbar. „Das ist Spindlersfelde.“ „Kenn ich nicht.“ Die Fabrik und ihre Arbeitsbedingungen werden nicht zur Kenntnis genommen. Und am Schluß, in dem Dialog über Spindler und Spindlersfelde wird es deutlich: „Wir tun jetzt leider so vieles, was wir nach einer alten Anschauung eigentlich nicht tun sollten. Es ist, meine ich, nicht passend, auf einem Perron zu stehen zwischen einem Schaffner und einer Kiepenfrau. Und es ist noch weniger passend, in einem Fünzigpfennigbasar allerhand Einkäufe zu machen und an der sich dabei aufdrängenden Frage, wodurch ermöglichen sich diese Preise, still vorbeizugehen.“ Ich sage, es scheint mir, als ob das sozialkritische Thema dabei Aufklänge. Allerdings immer nur ganz kurz und ganz leise. Wir müssen uns hüten, etwas in Fontane hineinzuzinterpretieren, was nicht da ist. Als der alte Dubslav von Stechlin gestorben war, legte ihm die kleine Agnes Blumen auf den Schoß. „Dat sinn de ihrsten“, sagte der getreue Diener Engelke, „un wihren ook woll de besten sinn.“ Die neueste Forschung hat hieraus ein „bedeutendes“ Wort machen wollen. Ich zweifle daran. Für mich ist dieses nichts anderes als der Fontanesche Fingerknips gegen die Gesellschaft. Eine kleine posthume Rache des Dubslav gegen seine gestrenge Schwester, die Domina Adelheid! Menschliches, nur Menschliches! Bei aller Achtung, Anerkennung und Verehrung für Fontane: wir können ihn nicht sozialer, oder wenn man will, nicht besser, auf jeden Fall, wir können ihn nicht anders machen, ohne das Bild von ihm wesentlich zu verändern. Für Fontane gab es keine Identität von Gesellschafts- und Sozialproblemen. Er war insofern ein Kind seiner Zeit. Wer darf ihn dafür schelten? Ist doch diese Erkenntnis heute noch nicht einmal Allgemeingut! Sah er also die Probleme der Gesellschaft in engen Grenzen, so sah er sie aber insoweit mit aller Schärfe.

### *Bilanz der Zeit — Es kommen andere Tage*

Der „Stechlin“ ist voll von grundsätzlichen gesellschaftskritischen und damit politischen Betrachtungen; und darüber hinaus, wohin man greift, funkelnde Aperçus, die brennen, ohne zu verbrennen. Doch die Brandnarbe bleibt. Darüber, daß der „Stechlin“ ein gesellschaftspolitisches Dokument seiner Zeit ist, gibt es

keine unterschiedliche Meinung, anders mag es mit der Beurteilung im einzelnen sein. Wie dem auch sei, ich möchte hier nichts Bekanntes wiederholen. Jedoch bedarf es meiner Meinung nach der richtigen Einordnung, und hierzu lassen Sie mich zwei Bemerkungen voranstellen:

1. Man sagt, der alte Stechlin sei mehr oder weniger eine Selbstdarstellung von Fontane. Das ist, wie alles bei Fontane, richtig und nicht richtig. Zweifellos, bei dem alten Stechlin finden sich viele Züge von Fontane wieder, aber nicht alles, was der alte Dubslav von sich gibt, ist eine Ex-cathedra-Ansicht von Fontane. „Alle Lehrer sind nämlich verrückt“, sagt zum Beispiel der alte Stechlin und läßt das durch seinen Gesprächspartner noch vertiefen. Aber das ist doch mehr Freude am spitzen Wort als etwa ein Glaubensbekenntnis. Umgekehrt finden sich viele Gedanken von Fontane bei den anderen Personen des Romans, nicht zuletzt auch bei den Nebenpersonen. Das entspricht ganz der Stilart von Fontane, der oft gerade im Nebensatz das Hauptsächliche sagt.

2. Die zweite Bemerkung reiht sich folgermäßig an die erste an. Weil man der Meinung ist, daß gerade die gesellschaftspolitischen Vorstellungen allein oder zumindest im wesentlichen von dem alten Stechlin getragen werden, hat sich das Scheinwerferlicht in der Behandlung des gesellschaftskritischen Aussagewertes des Stechlin auf zwei Komplexe konzentriert: auf die Gespräche Stechlin-Lorenzo-Melusine über das Alte und Neue und auf die positiven Äußerungen des alten Stechlin zur Sozialdemokratie. In der Tat, es handelt sich in beiden Fällen um wichtige Aussagen. Jedoch, die Fragestellung alt—neu gehört mehr zum Blick in die Zukunft als zur Gegenwartsanalyse, und Fontanes Kommentierung der Sozialdemokratie muß der Vordergründigkeit entkleidet werden. Der Stechlin ist entstanden in der Zeit des Sozialistengesetzes. Wir wissen, daß Fontane ein leidenschaftlicher Gegner dieses Gesetzes war. Für ihn war eine solche Handlung ein apolitisches Verhalten. Die Zukunft durch Gesetz abzuriegeln, erschien ihm so vernunftwidrig, wie ihm wahrscheinlich der Vorschlag erschienen wäre, über den Stechlin-See und über die berühmte Stelle, wo der rote Hahn auftauchen kann, eine künstliche Eisdecke zu legen. Ich möchte nichts von dem abschwächen, was Fontane zugunsten der Sozialdemokratie gesagt hat, aber man wird dieser Aussage nur dann voll gerecht werden können, wenn man sie in einem größeren Zusammenhang sieht. Zunächst muß man sich überhaupt hierbei vor Vergleichen mit den gegenwärtigen Parteien hüten, weil Parteiprogramme und Sozialstruktur ihrer Mitglieder sich wesentlich gewandelt haben. Fontane kannte nur die Sozialdemokratie des noch sehr radikalen Erfurter Programms von 1891, und für ihn war die Sozialdemokratie die alleinige Vertretung des vierten Standes. Die Heraushebung einer Partei, die damals doch im Bewußtsein vieler am Rande der Legalität stand, war eine bewußt gewollte Schockwirkung. Zunächst gegenüber dem Adel, dessen Reformnotwendigkeit er klar erkannte und dessen

Reformmöglichkeit trotz vieler kritischer Äußerungen in seinen Briefen er immer noch erhoffte. Dann aber vor allem gegenüber dem Bürgertum, dessen politische Relevanz er mit aller Schärfe ablehnte. Hier ist übrigens ein interessanter Gegensatz zu Gustav Freytag, der am Ende seines Buches „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ mit bewußtem Akzent gegen den Adel das Primat der Politik für das Bürgertum forderte. Für Fontane dagegen verkörpert das Bürgertum geistige Enge. Er sagt es an mehreren Stellen deutlich: Mittelklasse ist nicht gut, oder: Bourgeoisie muß abgeschafft werden. Aber noch viel tiefgründiger kommt das in seinen Schilderungen des Berlinertums zum Ausdruck, wo er von dem „autochthonen Kellerwurm“ spricht, und auch das abwertende Wort vom Herdenmut zielt in diese Richtung hin. Man wird sagen können, daß Fontane ein Vertreter einer elitären Führungsschicht ist. Gegen die eigene Erkenntnis erhoffte er sie noch beim Adel, und wenn das nicht möglich wäre, dann sollte diese Führungsaufgabe dem vierten Stand übergeben werden. Würde Fontane heute leben, wäre er sicherlich ein radikaler politischer Kritiker, und er dürfte schwerlich einer der bestehenden deutschen Parteien zuzuordnen sein. Aber noch einmal: So wichtig das alles ist, wir dürfen uns durch diese beiden großen Themen den Blick nicht vor dem verstellen lassen, was die Ausgangsgrundlage seiner Gesellschafts- und Zeitkritik ist.

Theodor Fontane war ein Mann des Gesetzes und der Staatsräson. Er bekannte sich, wie es in dem Gedicht „Fester Befehl“ heißt:

„das auch f r e i e n Seelen weitaus genehmste  
heißt doch schließlich, ich geb's nicht nehl:  
Festes Gesetz und fester Befehl.“

Damit wurde er für viele ein Vertreter preußischer Disziplin. Doch das ist in dieser Vordergründigkeit ein Fehlurteil. Denn gerade diese abstrakte, vom Sinngehalt losgelöste Verherrlichung von Gesetz und Befehl war für Fontane ein ganz unpreußisches Verhalten. Sicherlich, der alte Dubslav von Stechlin sagt auf seinem Spaziergang mit dem Hauptmann Czakow nach Globsov: „Ordnung und immer feste. Na, solange ich hier sitze, solange geht es noch. Aber freilich, es kommen andere Tage.“ Es kommen andere Tage! Das ist die Grundlage, von der hier Fontane die harte Auseinandersetzung mit seiner Zeit vollzieht. Hier richtet sich sein Zorn, die Leidenschaft der Enttäuschung, gegen das Versagen des Adels, gegen die Erstarrung der Konservativen. Es klingt wie eine Satire, wenn er den konservativen Mühlenbesitzer und Parvenu Gundermann als einzige Antwort auf die Wahlniederlage der Konservativen in Rheinsberg sagen läßt: „Und wovon kommt es? Von der Sozialdemokratie. Und woher kommt die Sozialdemokratie? Vom Fortschritt.“ Damit ist, für jedermann sichtbar, bewußt von Fontane das Gesetz der Logik auf den Kopf gestellt. Die Antwort hierauf gibt der Pastor Lorenzen. In dem berühmten Schlußgespräch mit Melusine heißt es: „In unserer

Obersphäre herrscht außerdem die naive Neigung, alles Preußische für eine hohe Kulturform zu halten.“ Und auf den Einwand, ob dieser Glaube nicht eine gewisse Berechtigung habe, sagte er weiter: „Er hatte sie mal, aber das liegt zurück und kann nicht anders sein. Der Hauptgegensatz des Modernen gegen das Alte besteht darin, daß die Menschen nicht mehr durch ihre Geburt auf den von ihnen einzunehmenden Platz gestellt werden. Sie haben jetzt die Freiheit, ihre Fähigkeiten nach allen Seiten hin und auf jedem Gebiet zu betätigen.“ Fontanes Gesellschaftskritik zielt auf die Diskrepanz zwischen Schein und Sein, zwischen Form und Inhalt, zwischen Fassade und Substanz. Gesetze, Ordnungen und Befehle müssen durch menschliche Führungsqualität gedeckt werden. Er kennt die Schwächen seiner Zeit, die so sehr am Äußeren hing. „Renommieren ist ein elendes Handwerk“, und an anderer Stelle: „Wir wissen, was wir zu tun haben. Dienst ist alles und Schneidigkeit ist bloß Renommisterei. Und das ist das, was bei uns am niedrigsten steht.“ Auf der gleichen Ebene liegt sein Kampf gegen das falsche Pathos, in der Auseinandersetzung über den Begriff „Pflicht“ wird das erkennbar. Ermyntuds — man beachte den Namen — verstiegene ideologische Darstellung von dem Wert der Pflicht zeigt die Gefahr auf, was kommen kann, wenn solche Begriffe ohne Bezug, worauf Pflicht zu leisten ist, sich verselbständigen. Als solche können sie in der Hand von Diktatoren und nicht rechtsstaatlichen Regimen zur Menschheitsgeißel werden. Quod erat demonstrandum! Fontane hat dieses nicht so kraß ausgedrückt, er tat es aber auf andere, geniale Weise, wenn er schilderte, wie der von solchen Ergüssen bedrängte Ehemann, der Oberförster Katzler, das Gespräch abzuwenden sucht und wenn er die Schilderung dieser Szene mit dem lapidaren Satz beendet: „Dabei war er eigentlich hungrig.“ Diesem falschen Pathos stellt Fontane das echte Pflichtbewußtsein gegenüber. Er exemplifizierte das — nicht ohne Seitenblick auf den amtierenden Reichskanzler, sonst wäre er eben kein Fontane — in der Haltung der Hohenlohe in der Schlacht am Kremmer Damm: „Und ich sage Ihnen, Rex, das ist das, was mir imponiert; immer da sein, wenn Not am Mann ist. Die Kleinen von hier —, trotz der Loyalität bis auf die Knochen — die mucken immer bloß auf. Aber die wirklich Vornehmen, die gehorchen, nicht einem Machthaber, sondern dem Gefühl ihrer Pflicht.“ Und Pflicht ist für Fontane etwas, was nicht so sehr nach außen tritt, ist Ausdauer. Wenn Fontane davon spricht, was große Zeit ist, interpretiert er zugleich, was für ihn ein glanzloses Pflichtbewußtsein bedeutet: „Große Zeit ist es immer, wenn es beinahe schiefgeht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß, jetzt ist alles vorbei. Da zeigt sich's, Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser.“ Dieser Ruf ist nicht in der Zeiten Länge verhallt, Siegfried Lenz hat ihn in seinem Aufsatz „Mein Vorbild Hemingway“ wieder aufgenommen und wie folgt tradiert: „Was mich interessiert und was ich bei meinem Vorbild vermisse, das ist die Zeit zwischen und nach den Niederlagen,

das sind die Jahre der Entscheidungslosigkeit, das sind die Vorspiele und Nachspiele zu den Sekunden der Prüfung.“ Ein gutes, ein preußisches Wort! Fontane erkannte, daß Staat und Gesellschaft auf schwankendem Boden standen und daß die Menschen in dieser Zeit nicht mehr fähig waren, an ein Ideal zu glauben, zu führen und zu entscheiden. Der alte Stechlin gibt dieser Erkenntnis treffend Ausdruck, wenn er sagt: „Eigentlich kommt es doch immer bloß darauf an, daß einer sagt, dafür sterbe ich. Und es dann aber auch tut. Für was, ist beinahe gleich. Daß man überhaupt sowas kann, wie sich opfern, das ist das Große.“ Aber wo ist diese Persönlichkeit? Selbst Woldemar, Fontanes „Reformheld“, geht am Ende des Romans den Weg des Mittelmäßigen. Doch für Fontane braucht gerade diese Zeit Menschen, die bereit zu Entscheidungen und zu ihren Konsequenzen sind. Unter diesem Aspekt muß die Schilderung des Dramas der Nordpolexpedition unter dem Leutnant Greeley verstanden werden. Für Fontane ist die gesellschaftliche Situation seiner Zeit offenbar so gefährlich brüchig, daß er durch den von ihm so bevorzugten Pastor Lorenzen nicht nur die Tat des Leutnants Greeley, sondern auch die Tötungsform, den Schuß von hinten, rechtfertigen läßt, wenn er auch echt fontanisch in der zögernden Haltung des alten Stechlin seinen eigenen inneren Zweifel zutage treten läßt. Worum es ihm geht, ist das: Echtes Heldentum muß immer im Dienst einer Eigenidee, eines allereigensten Entschlusses stehen. Auf die eigenverantwortende Entscheidung in der Welt kommt es an. Diese These muß gesehen und verstanden werden vor dem Hintergrund einer sterbenden, unentschlossenen Gesellschaft.

Es gibt kein Kapitel und kein Gespräch, wo der Grundton härtester gesellschaftspolitischer Kritik nicht aufklingt. Brillierende Aperçus wie: „Unsere Leute gefallen sich nun mal in der Idee, sie hingen mit dem Fortbestand der göttlichen Weltordnung aufs engste zusammen“ oder „Seine Frömmigkeit ist keine Lüge, bloß Erziehung und Angewohnheit“, oder die geradezu klassische Formulierung: „Und fromm, sagst Du? — Wird also wohl Karriere machen. Fromm ist wie 'ne unter- gehaltene Hand“ mögen das Bild des bewußten Gesellschaftskritikers Theodor Fontane abschließend umrahmen.

### *Anklage und Beschwörung — Der Adel, Preußen und das Konservative*

Ich habe versucht, in wenigen Strichen die kulturhistorische und die gesellschaftskritische Bedeutung des „Stechlin“ aufzuzeigen. Allein diese beiden Themen und dazu noch in der besonderen Fontaneschen Kompositionskunst, sichern ihm einen bedeutenden Platz in der deutschen Literatur. Aber sichern sie ihn auch für die Zukunft? Machen wir uns nichts vor: Mit jedem Kalenderblatt, das wir abreißen, entschwindet die s e r Fontane, fast unmerklich, aber stetig, einem künftigen Leser. Es gibt keine beziehungslose Kunst. Ein Kunstwerk ist, um als Kunst zeitlich zu bestehen, nicht allein auf den Genius des Gestaltenden, sondern

auch mit auf den Aufnahmewillen und die Aufnahmefähigkeit derer angewiesen, an die sich das Werk wendet. Wer könnte wohl etwas gegen Wort und Gestaltung von Lessings „Emilia Galotti“ oder Goethes „Clavigo“ sagen, und doch sagen sie uns nichts mehr. Schillers „Räuber“ dagegen bleiben aktuell, denn — um mit Fontane zu sprechen — „das Gespenst der Likedeeler geht durch die ganze Welt“. Wir haben zwar eine Fontane-Renaissance, aber wir haben ja auch eine Renaissance, fast schon, möchte ich sagen, eine Manie, uns mit Antiquitäten zu umgeben, selbst wenn diese erst im Wege der Neuherstellung antik gemacht werden. Das ist — weil tot — vergänglicher Zeitgeschmack; Fontanes Schaffen aber wird sich deshalb auch in der Zukunft einen hohen Stellenwert sichern, weil in ihm Leben glüht. Offensichtlich bedurfte es der Zeit und ihrer Entwicklung, um dieses zu erkennen. Je mehr es uns aus unserer eigenen Sicht und Erfahrung gelingt, die Schichten abzuheben und in das Zentrum seiner Gedanken zu gelangen, desto stärker fühlen wir, wie brandheiß dieser Fontane noch ist.

Was der Stechlin über die Zukunft sagt, annimmt oder auch bewußt offenläßt, lassen Sie mich das an vier Beispielen erklären. Unmißverständlich tritt das zunächst in dem Gespräch zwischen dem alten, vielgereisten und erfahrenen Diplomaten, dem Grafen Barby, und dem bayerischen Baron Berchtesgaden zutage. Fontanes Grundthese: „Die alten Entscheidungen, von denen Sie sprechen, liegen heutzutage ganz woanders.“ Und dann kommt die Konkretisierung dieser These. Ich will Fontanes Worte, bewußt ein wenig überzeichnet, in aktuellen Schlagzeilen wiedergeben:

- Die Ägypter werden am Nil ein arabisches Großreich errichten
- Japan wird England in der Wacht östlich von Suez ablösen
- China wird zu einer Weltmacht werden und wird seine Hand erheben, auf seine Atombomben zeigen und uns und der Welt zurufen: Hier bin ich!  
und schließlich: Die Arbeiterräte werden die Macht ergreifen.

Es wäre kein echter Fontane, würde das nicht in eine Frage gekleidet sein. Und doch ändert das nichts an der Aussagekraft dieser Prognose. Hier spannt sich der Bogen aus der Entstehungszeit des „Stechlin“ — ich erinnere: 1895 Vertrag von Schimonoseki — hinüber zu der Zeit, in der wir leben. Nun hat es natürlich zu allen Zeiten auch ohne wissenschaftliche Definition Futurologie und Zukunftsromane gegeben. Man könnte es damit abtun, wenn allerdings auch die Genauigkeit seiner Prognose für uns frappierend ist. Doch die weiteren Beispiele werden Fontanes Ahnungsvermögen noch klarer heraussteilen. So paradox es klingen mag, je undeutlicher die Aussage im einzelnen ist, desto überzeugender tritt Fontanes Befähigung hervor, die großen Zukunftslinien offenzulegen. In vielfachen Variationen klingt im „Stechlin“ das Thema Religion und Kirche auf. Ich habe davon schon einige Beispiele im Zusammenhang mit der gesellschaftskritischen Aussage des „Stechlin“ gegeben. Dieses Thema war zwar zunächst durchaus

zeitbezogen, nämlich auf Stöcker und die christlich-soziale Bewegung mit den aus ihr erwachsenen Richtungskämpfen. Im „Stechlin“ findet sich aber, und zwar in dem Gespräch zwischen Woldemar und seiner Tante, der Domina Adelheid, eine über das Zeitgebundene hinausgehende bedeutsame theologische Bemerkung. Wie so oft bei Fontane, ist sie in das Gewand einer humorvollen Schilderung eingekleidet. Dabei geht es um nichts anderes als um die heutigen kirchlichen Auseinandersetzungen beherrschende Frage nach dem Verhältnis von Form und Inhalt oder, wie es im „Stechlin“ heißt und dadurch noch theologisch sublimer wird, „zwischen Wort und Werten“. Das Wort von der Notwendigkeit einer „Umwertung“ hat dann die Konventualin der Domina nicht schlafen lassen. Im Traum ist ihr ein Engel erschienen, der mit seinem Flammenfinger immer auf ein Buch und in dem Buch auf ein und dieselbe Stelle hingewiesen hat. Aber auf welches Buch und auf welche Stelle, das erfahren wir nicht. Und mit diesem genialen Kunstgriff, daß die gute Schmargendorf immer so aufmerksam bei den Predigten sei, tritt Fontane gleichsam das von ihm selbst angezündete theologische Feuer aus. Doch er gibt die glühende Asche weiter, und heute brennt das Feuer lichterloh in den christlichen Konfessionen. Wir aber, die wir zu dem Glauben stehen, und jene, die ihn ummünzen und säkularisieren wollen, bleiben in gespannter Erwartung, ob und wie die Zeit die angedeutete Prophetie von dem Wort des Engels verwirklichen wird.

Die beiden letzten zu behandelnden Beispiele gehören im weiteren Sinne zusammen: Preußen und Revolution. Die sie umgreifende Klammer ist die ihnen gemeinsame Frage: Wie soll es weitergehen, alt oder neu? Der Roman beginnt mit der Schilderung des Stechlin, des Sees, des Dorfes, des Schlosses und seiner Bewohner. Natürlich gehört zu dem Schloß auch eine Fahnenstange und eine Fahne. Da ist sie, schwarz und weiß, und „alles schon ziemlich verschlissen“. In echter märkischer Sparsamkeit und der für den Märker typischen, ein wenig nüchternen Art, die Dinge zu sehen, wollte man an die Fahne einen roten Streifen nähen und damit dem neu gegründeten Deutschen Reich Reverenz erweisen. Das ist alles so lebensecht und bedürfte keiner Kommentierung. Aber dann kommt der entscheidende Satz: „Laß, ich bin nicht dafür. Das alte Schwarz und Weiß hält gerade noch; aber wenn Du was Rotes dran nähst, dann reißt es gewiß.“ Ich weiß nicht, wie oft ich als junger Mensch an dieser Stelle vorbeigelesen haben mag und wie viele Leser mit mir. Wer hat sich denn vor dreißig Jahren, geschweige denn vor fünfundsiebzig Jahren, vorstellen können, daß ein Preußen von der politischen Karte ausradiert werden könnte. Was besagt dieser Ausspruch? Zunächst einmal die Sorge, ob Preußen genügend Substanz habe, um das Deutsche Reich zu tragen. Diese Frage war um so berechtigter, als durch die Verklammerung der monarchischen Spitzen einerseits und der politischen Führung im Reich und in Preußen andererseits Preußen faktisch trotz aller Bundesratsstimmen-Arithmetik

das Deutsche Reich führte. Wieviel Dekadenzerscheinungen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch offensichtlich geworden sind und wie stark Fontane das auch empfunden hat: die Andeutung, daß Preußen und das Reich zugleich daran zugrundegehen würden, ging über eine rationale Vorausschau hinaus. Wir werden ein wenig vom thematischen Anklang her an das dem König Krösus gegebene Orakel erinnert: „Wenn Du diesen Fluß überschreitest, wirst Du ein großes Reich zerstören.“ Jenes Reich und dieses Reich gingen zugrunde – – am Übermaß.

Für viele, die die Weimarer Republik, die sich sehr bewußt als Nachfolgerin des Deutschen Reiches von 1871 verstand, nicht miterlebt haben, mag das nur noch eine historische Betrachtung sein. Wir, die wir in der Welt vor 1945 und heute gelebt haben und leben, empfinden die ganze Tiefe dieses Gleichnisses, zumal noch mehr darin steckt. Denn das Wort vom roten Streifen ist doppelschichtig. Können das alte Preußen und der neue Sozialismus zu einer Einheit werden? Oder wird es eines Tages ein anderes, ein rotes Preußen geben? Soll es wirklich so werden, wie es kürzlich in einer Diskussion um die deutsche Frage in Leningrad hieß, daß wir hier nur noch eine „Restnation“, drüben aber die „neue deutsche Nation“ sei? So bekommt die Bemerkung um die Fahne den Akzent einer Herausforderung an uns.

Fontane war preußisch, aber er war nicht ein Preuße im herkömmlichen Sinne, jedenfalls nicht in dem Sinne, was heute darunter verstanden wird oder verstanden werden soll. Es gibt im Stechlin keine eindeutige Definition dessen, was er unter preußisch versteht. Seiner skeptischen Art gemäß hat er das eigentlich immer mehr vom Negativen her abgegrenzt. Man wird jedoch getrost für Fontanes Verständnis vom Preußisch-Sein trotz der dreiundzwanzig Jahre dazwischen liegenden Zeit seine zeitgenössische Kommentierung zu dieser Frage aus seinem 1872 veröffentlichten Buch „Aus den Tagen der Okkupation“ heranziehen können, in der er nach einer heftigen Kritik an dem Wesen der „Potsdamme“ hierzu folgendes schreibt: „Es kann keinen wärmeren Lobsprecher des richtig aufgefaßten ‚Ich dien‘ geben als mich; es ist ein Charaktervorzug, gehorchen zu können, und ein Herzensvorzug, loyal zu sein, aber man muß zu dienen und zu gehorchen wissen in Freiheit.“

Um es deutlich zu sagen, preußisch und militärisch — und das ist ja der Vorwurf, der immer wieder gegen Preußen erhoben wird — war für Fontane nicht eine Identität. Woldemar freute sich zwar darüber, seine Braut so „preußisch-militärisch“ zu finden, aber man hat den Eindruck, daß Fontane es nicht tat. Noch deutlicher wird es in den Ausführungen des sonst nicht sehr sympathisch geschilderten Superintendenten Koseleger: „Das Haus hier vor uns ist wohl Ihr Schulhaus? Weiß gestrichen und kein Fetzen Gardinen. Das ist eben eine preußische Schule.“ Und weiter: „Eigentlich war das doch das Ideal. Graue Wand,

hundert Löcher drin und unten großes Hauptloch. Und natürlich ein Schilderhaus daneben.“ Ich darf mir eine kleine Anmerkung hierzu erlauben. Das ist nicht nur eine Kritik an dem falsch verstandenen, strammen und eintönigen Preußentum, sondern zugleich eine Kritik an dem Sprecher selbst. Koseleger ist einer jener Intellektuellen, die von dieser Zeit, die sie kritisieren, leben, aber sich vom sicheren Port aus so gern „progressiv“ streiten. Wie sich über fünfundsiebzig Jahre hinaus die Bilder gleichen! Es gibt eigentlich nur eine Stelle, wo der geschichtliche Auftrag Preußens im Zusammenhang dargestellt wird. Das ist in dem Schlußgespräch zwischen dem Pastor Lorenzen und Melusine, in dem er von den drei großen Epochen preußischer Geschichte spricht. Sie sind in seinen Augen groß, weil sich der preußische Staat in ihnen zu dem Ziel einer besseren, gerechteren und freieren Gesellschaft hin entwickelt. Denn — so läßt er Pastor Lorenzen von der dritten Zeit, das ist die Zeit der preußischen Erhebung nach dem Zusammenbruch von Jena und Auerstedt — sagen: „nicht groß und doch auch wieder ganz groß. Das war das arme, elende, halb dem Untergang verfallene Land, nicht vom Genie, wohl aber von Begeisterung durchleuchtet, von dem Glauben an die höhere Macht des Geistigen, des Wissens und der Freiheit.“ Der Kontrapunkt folgt auf dem Fuß, die harte Kritik an der Gegenwart, die ihm als ein Bruch in der preußischen Tradition erscheint. Fontane hat die deutsche Reichsgründung bejaht. Er gehörte also nicht zu jenen Kreisen, die die Reichsgründung aus „preußischen Gründen“ ablehnten. In dem „Stechlin“ gibt es auch nirgends einen Hinweis dafür, daß er den Staat Preußen für immer erhalten wissen wollte. Er hat ihn, schon von seinem Geschichtsbewußtsein her, sicherlich nicht mit Golo Mann verneint, noch würde er allerdings unter dem Ruf „Preußen muß sein“ für ihn auf die Barrikaden gegangen sein, ganz abgesehen davon, daß Fontane überhaupt nie auf Barrikaden gegangen wäre. Preußen ist für ihn eine Verhaltensnorm. Der Schlußsatz des Stechlin, „Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin“, hat mannigfache Auslegungen erfahren. Niemand kann diesen Satz bis ins Letzte ausdeuten, es ist „umsonst“: „und des Lebens Rätsel bleibt!“ Wie alles, was Fontane im „Stechlin“ gesagt hat, es ist vielschichtig und hintergründig. So kann der Schlußsatz auch durchaus so verstanden werden: „Es ist nicht nötig, daß der Staat Preußen weiterlebt, aber es lebe das preußische Verhalten.“

Die Beschäftigung mit Preußen, wobei er allerdings die Verherrlichung erstarrter und vom Inhalt nicht mehr getragener formaler Werte als „Borussismus“ kompromißlos ablehnte, führte ihn zwangsläufig zu der Frage: Wie soll es weitergehen?, zu dieser Frage, die den Roman wie ein roter Faden durchzieht. Fontane zweifelte daran, ob die herrschende Gesellschaft, insbesondere der preußische Adel, in der Lage sei, die notwendige Entwicklung voranzutreiben und die Zukunft anzuvisieren. Mit diesem mehr als skeptischen Zweifel schließt der

Roman. Woldemar, von Fontane ursprünglich dem Roman als ein Held der neuen Zeit vorgegeben, hat keinen festen Charakter und ist geistig nicht bedeutend genug, um sich gegen abweichende Meinungen, gegen Irrtümer und Standesvorurteile wehren zu können. Symbolisch dafür ist seine Entscheidung für Armgard anstelle für die geistig differenziertere, aber auch zugleich unbequemere Melusine und der Rückzug auf den väterlichen Sitz Stechlin. Der Kreis schließt sich, ein Durchbruch zum Neuen ist nicht erfolgt. Gleichsam als letzte Möglichkeit, diesen Prozeß doch noch in eine andere Richtung zu lenken, werden ihm sein früherer Erzieher, der Pastor Lorenzen, und seine Schwägerin Melusine gleichsam als Lebenspaten beigegeben. Fontane fühlt eben aus dichterischer Tiefe, daß ein Neues kommt, kommen muß. Aber wie? Fontane hat sich bei der Schilderung des alten Dubslav von Stechlin in einem Punkt in seltener Klarheit selbst dargestellt, nämlich da, wo er nach dem Gespräch mit dem Pastor Lorenzen über die Polar-Expedition des Leutnants Greeley von dem alten Stechlin sagt, er wäre augenscheinlich in einem „Schwankezustand“. Schwankezustand! Das ist ein Fontanescher Zustand offensichtlich gerade auch in dieser Frage gewesen. Das ist jedoch alles andere als ein abwertendes Urteil. Im Gegenteil, wir erkennen darin die enormen geistigen Kraftanspannungen und die Verantwortung, die Fontane gegenüber der Nachwelt trug, um mit der ihm gegebenen und ihn belastenden Gabe der Vision fertigzuwerden. Und diese Vision offenbart ihm, daß die Gesellschaft in geschichtlicher Zeit mit etwas ganz Neuem konfrontiert wird. Er läßt offen, was das Neue ist. Wir wissen nicht einmal, ob er es wußte. Für ihn stellt sich nun das Problem, wie die Gesellschaft und hier ganz konkret, wie die Deutschen zu diesem Ziel gelangen werden. Von daher fasziniert die Frage: Gibt es einen Übergang vom Alten zum Neuen? Zunächst heißt es: „Nicht so ganz unbedingt mit dem Neuen. Lieber mit dem Alten, soweit es geht, und mit dem Neuen nur, soweit es muß.“ Dann aber, am Schluß, verschieben sich bereits die Akzente, wenn er dieselbe Person, den Pastor Lorenzen, sagen läßt: „Ich lebe darin ..., da, wo das Alte versagt hat, in einem Neuen aufzugehen.“ Um ein solches Neue handelt es sich. Ob ein solches Neue sein soll (weil es sein muß) oder ob es nicht sein soll, um diese Frage dreht ich alles.

Diese Frage, wie sich das Neue entwickeln soll, ist zugleich auch die Frage, ob ein konservativer Mensch darauf eine Antwort geben kann. Fontane hat sich mit dieser Frage sehr eingehend befaßt und in der bei ihm üblichen Art den Konservativen seiner Zeit schonungslos den Spiegel vorgehalten. Er hat denen, die sich konservativ nennen — typisiert in Gundermann oder in dem Grafen Rex —, zum Vorwurf gemacht, daß Konservatismus für sie lediglich eine Schutzbehauptung sei. Daß es ihnen lediglich um die Erhaltung des ihnen genehmen Lebensstiles, nicht aber um die Erhaltung bestimmter ideeller Grundwerte, die nicht um ihrer selbst willen, sondern um der gesicherten

Entwicklung in die Zukunft halber zu wahren seien, ginge. Das ist in der Tat ein sehr aktuelles Thema heute. Und es wird sich noch viel stärker als solches profilieren in dem Maße, in dem die Polarisierung der politischen Strömungen sich fortsetzt. Es gibt für den Konservatismus keine Philosophie, und es kann sie vom Begriff her auch nicht geben. Konservativ sein ist eine geistig-politische Form des Denkens und Verhaltens. Bedauerlicherweise ist der Begriff pervertiert durch Egoismus des Standes, die Überbewertung des Geldes und des Besitzes und durch den Mißbrauch des Wortes „konservativ“, sei es bei der Bildung bestimmter Parteien, sei es durch die Bezeichnung von verharrenden Kräften, wie sie sich heute überall in der Welt, in West und Ost, nicht zuletzt auch in der kommunistischen Welt, zeigen. Fontane ist nicht umsonst im Jahre 1819, im Jahr der Karlsbader Beschlüsse, geboren worden, um dieser Verengung, diesem geschichtswidrigen Verhalten, schärfsten Kampf anzusagen. Wenn Konservatismus nach dem evangelischen Staatslexikon von 1966 eine Denkweise bezeichnet, die in der Spannung zwischen Beharrung und Fortschritt das Bestehende lebendig zu erhalten trachtet und das Bestreben kennzeichnet, in Zeiten revolutionären Umbruchs nicht wiederzubeschaffende Werte vor der Zerstörung zu bewahren, dann wird man Fontane zumindest von seinem Gefühl her in dessen Nähe ansiedeln können. Wenn Konservatismus aber Restauration und Reaktion bedeutet, dann ist er sein schärfster Gegner. Konservatives Denken und Handeln im Fontaneschen Sinne darf sich also niemals dem sich aus den geistigen Kräften des Bewährten und aus dem Willen zur Gestaltung der Zukunft entwickelnden Fortschritt entgegenstellen. Im Gegenteil, darin unterscheidet sich der Konservative von dem Reaktionär, daß für ihn der jeweilige Zustand keine Dauerberechtigung hat, sondern daß ihm vielmehr die geistigen, sittlichen und geschichtlichen Kräfte Pflicht und Aufgabe sind, sich und die Gesellschaft zu Größerem und Höherem mitzureißen. Andererseits unterscheidet er sich zugleich aber von dem Progressiven dadurch, daß er nicht daran glaubt, daß alles Neue nur deshalb besser sei, weil es neu ist. Nach der Meinung des Konservativen kann sich das Neue erst in der Auseinandersetzung mit den Werten des Alten zum Besseren entwickeln. Das anzustrebende Ziel des Neuen muß daher stets in Übereinstimmung mit den wachsenden inneren Kräften stehen, wenn es der Menschheit zum Segen werden soll.

Golo Mann hat im Jahre 1962 in einem sehr lesenswerten Artikel in der Zeitschrift „Der Monat“ gemeint, daß die Frage, was konservativ sei, sich dadurch erledigt habe, daß, wie er sagt, wir die altmodische Revolution à la Marx-Lenin mit plötzlichem Totalumsturz unserer Industriegesellschaft, die Machtergreifung durch eine neue Klasse, nicht mehr zu fürchten hätten. Wie sich die Zeiten seit acht Jahren gewandelt haben! Wer wird angesichts der Weltsituation noch wirklich behaupten können, daß Sachen und nicht Ideen im Sattel sitzen. Ich zweifle daran.

Und von daher ist die Frage des Stechlin nach der Aufgabe des Konservativen auch eine Frage an unsere Zeit. Soll jedoch dieses Thema nicht gleich in der Vordergründigkeit tagespolitischer Auseinandersetzungen verglühen, müssen wir anerkennen, daß der Ansatz für ein solches konservatives Verhalten mehr oder weniger in allen tragenden Parteien der Bundesrepublik zu finden ist. Doch zurück zum „Stechlin“: Ich bin mir nicht sicher, ob Fontane von der Möglichkeit eines gewaltlosen Überganges in die Neuzeit überzeugt war; zumindest spürte er die Gefahr. Hierfür spricht vieles: Die Erwähnung des Erdbebens in Lissabon und der Revolutionen, deren Symbolisierung in dem roten Hahn, der, wenn es in der Welt rumort, im Stechliner See aufsteigen soll; die sich selbst gestellte Frage, ob es im geschichtlichen Ablauf eine Rückkehr zu den alten Zeiten geben kann; und dann der Winterspaziergang: Der alte Dubslav zeigt auf den zugefrorenen See und sagt: „Das Eis macht still und duckt das Revolutionäre“, dann fragt er Melusine, ob sich die Leute dranmachen sollen, das Eis aufzuhacken: „So haben wir in zehn Minuten eine große Lune, und der Hahn, wenn er nur sonst Lust hat, könnte aus seiner Tiefe herauf. Befehlen Frau Gräfin?“ Und sie antwortet: „Um Gottes willen, nein! Die Natur hat jetzt den See überdeckt. Da werde ich mich also hüten, irgend etwas ändern zu wollen. Ich würde glauben, eine Hand führe heraus und packte mich.“ Und — last not least: die Schilderung der italienischen Hochzeitsreise von Woldemar und Armgard endet am Vesuv. Man erwartet in Kürze einen Ausbruch: „Vielleicht erleben wir es noch.“ So mischen sich dunkle und ahnungsvolle Klänge in die freundlichen Töne der Hochzeitsreise. Armgard aber antwortet in der Ahnungslosigkeit ihrer Zeit: „Das wäre herrlich!“

#### *Vision des Dichters — Das Gespenst der Revolution geht durch die Welt*

Heitere und schwermütige Töne, geistreiche Causerie, blitzende Aperçus, harte Kritiken und viele Fragen ohne Antwort. Oft nur so nebenbei und in der Tiefe nicht auslotbar. Das ist der „Stechlin“, das ist Fontane. Seine Romanhelden wohnen weder auf olympischer Höhe noch in den tiefsten Tiefen. Es sind Menschen, die uns jeden Tag begegnen können, und Fontane tolerierte sie auch mit ihren Vorzügen und Schwächen. Nicht ohne Grund ließ er den alten Stechlin in seinem „Museum“ Wetterfahnen sammeln. Aber weil Fontane sich weigerte, den Menschen einem ideologischen Prinzip zu opfern, ist er nicht ohne Kritik geblieben. Man hat ihm Halbheit vorgeworfen und ihm die Widersprüchlichkeit seines Verhaltens in seinen Briefen mit den radikalen politischen Thesen und in seinen mehr ausgleichenden Romanen vorgehalten. Zu Unrecht! Als Briefeschreiber war Fontane Journalist, der die scharfe Sprache suchte und dieses tat im Wissen um die begrenzte Außenwirkung. Zudem war er ein Mensch, bei dem nicht nur Stimmungen eine große Rolle spielten, sondern der sich auch sehr auf seinen jeweiligen Briefpartner einzustellen pflegte. Das alles muß man wissen,

um die Briefe richtig zu beurteilen; diese sind die Gedankensplitter, sind das Rohmaterial, jene, die Romane, dagegen das zu vollendende Werk, die verbindliche Aussage. Eines ist nicht denkbar ohne das andere! Doch die Romane waren für Fontane noch mehr. Sie waren für ihn eine Art gesellschaftspolitisches Planspiel. Er gab seinen Romanfiguren bestimmte Verhaltensweisen und Ideen vor, ließ sie dann aber als Menschen ihrer Zeit sich frei entwickeln. Gerade der „Stechlin“ mit der Figur des Woldemar ist dafür bezeichnend. Vorgegeben war ihm, sich zu einem neuen Typ des Reformadels durchzuringen. Aber in diesem literarischen Planspiel mußte der Autor erkennen, daß seine Romanfigur vom Menschlichen her überfordert war, den vorgegebenen gesellschaftspolitischen Zielen gerecht zu werden. Und doch hat Fontane nicht korrigierend in diese von ihm vielleicht bei Beginn des Werkes selbst noch nicht einmal erwartete Entwicklung eingegriffen. Fontane wollte Menschen und keine Übermenschen. Diese menschliche Schwäche ließ ihn aber zugleich auch die Gefahr der Zukunft sehr deutlich spüren. Und so rollt im „Stechlin“ nicht ohne Grund die Schicksalskugel ständig hin und her zwischen Reform und Revolution.

War Fontane ein Engagierter? Ja und nein. Fontane wollte durch das Wort nicht unmittelbar die Zustände seiner Zeit verändern. Deswegen war er aber im weiteren geistigen Sinne nicht weniger engagiert. Er schrieb weder für die Leser der „Gartenlaube“ noch schrieb er verschlüsselt. Seine Aussagen sind offen und mutig. Aber er ließ sich von niemandem engagieren als durch das, was er als verantwortungsbewußter Mensch als wahr empfand. In diesem Rahmen muß auch die politische Essenz des „Stechlin“ gewertet werden. Ist auch manches von dem eingetroffen, was dort gesagt oder angedeutet worden ist, der „Stechlin“ ist kein Lexikon politischer Prophezeiungen. Zeitgebundene Darstellungen, kritische gesellschaftspolitische und psychologische Betrachtungen und visionäres Ahnen der Zukunft, alles das ist miteinander untrennbar verwoben: Auch in seinem politischen Gehalt bleibt der „Stechlin“ eine **Dichtung**, sein Autor ein **Dichter**. Ein Dichter der Zeitwende. Nicht nur das 19. Jahrhundert, das er nahezu voll ausfüllte, sondern auch das 18. und das 20. Jahrhundert haben ihm die Feder geführt, die den kleinen See Stechlin zur literarischen Weltberühmtheit gemacht hat.

In der Oberfläche des Sees spiegelt sich die Menschheit, wie sie ist; der unergründlichen Tiefe des Sees vergleichbar aber ist das Unerklärbare, das Untergründige und darum das Gefährliche — im Menschen wie in der Geschichte. So symbolisiert dieser Stechlin-See auch unser Schicksal.

Ob wir den See lassen oder lassen müssen, er läßt uns nicht. Was sich dort vollzieht, wird auch unser Schicksal sein. Wird es eine Zeit sein, „mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser atmen können“?, oder wird es eine Zeit ideologischer Revolutionen werden? Eine Frage? unsere Frage! Und die

Antwort...

„es ist ein zu weites Feld“

# NEUE SCHLESWIGSCHE LITERATURBRIEFE

4 / 1970

HANS PETER JOHANNSEN

## Leben und Geist bei Friedrich Ernst Peters

Friedrich Ernst Peters ist ein Autor vorwiegend auf dem Gebiet der Schönen Literatur gewesen. Ob Autoren der Schönen Literatur schöne Literatur schreiben, bleibt immer offen und kann letztlich nur subjektiv beantwortet werden. Ohne Zweifel befindet sich der Begriff des Schönen im Umbruch — wir als Zeitgenossen sind verpflichtet, auf das Neue zu achten und echtem künstlerischem Bemühen auch Respekt zu zollen, wenn wir es subjektiv nicht lieben können. Eines ist indessen sicher: Peters kam in seiner Auffassung über das Schöne von Kant und Schiller her, und für ihn bedeutet dies, daß die Idee des Schönen mit Ordnung, Maß und Sinn identisch ist. Er war der Meinung, daß der Dichter nicht Schreie, weder der Freude noch des Leids, auszustoßen hat, sondern daß er Geschehen zu verdichten habe und daß Verdichtung Sinnggebung durch Form bedeute.

### I

Als Matthias Claudius im achtzehnten Jahrhundert sein Abendlied, beginnend mit der anrührenden Zeile „Der Mond ist aufgegangen“ dichtete, schuf er damit den ersten Beitrag Schleswig-Holsteins zur bleibenden deutschen Dichtung. Die nächste aus diesem Lande kommende literarische Äußerung, der ein so hoher Rang innewohnt, daß sie nicht nur ein integrierter Bestandteil der deutschen Dichtung wurde, sondern mit Gedichten und Erzählungen Storms auch in die Weltliteratur hinausreicht, ist das Werk der vier poetischen Realisten aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts: Groth, Storm, Heibel und Liliencron. Im zwanzigsten Jahrhundert erwarben sich Wilhelm Lehmann und Friedrich Ernst Peters jenen Logenplatz im Raum der Klassizität, den Geibel, Falke und Frenssen, die vielgeliebten Autoren einer bürgerlichen Zeit, auf die Dauer nicht haben bewahren können. Zwar sind wir als Zeitgenossen zur größten Umsicht bei der Abgabe unseres Urteils verpflichtet, aber auch zum Mute des literarischen Bekenntnisses, das wir nach bestem Wissen und Gewissen abzulegen haben. Eine Betrachtung wie diese, in der des Dichters Friedrich Ernst Peters gedacht wird, der am 13. August dieses Jahres achtzig Jahre alt geworden wäre — er starb am 12. Februar 1962 — ist Ausdruck eines Ja des Zeitgenossen zu einer Dichtung, durch die die eigene Zeit reicher wurde.

Eine persönliche Erinnerung zum Beginn. Im August 1943 machte ich mit Friedrich Ernst Peters eine Radwanderung von Rendsburg über Luhnstedt, seinem Geburtsort, nach Haale, wo Timm Kröger geboren wurde, und weiter nach Hohenwestedt. Der Tag brachte nicht nur bleibende Eindrücke der weiträumigen, linien- und farbenreichen Geestlandschaft, sondern aus dem Munde des Begleiters Erzählungen von Erlebnissen der Kindheit und Jugend, ersten literarischen Erfahrungen und auch Kommentare und Urteile über literarische Personen und Sachverhalte.

Auf dieser Fahrt sprach Peters auch davon, daß er kürzlich Frenssen besucht habe. Formprobleme der Dichtung hätten Frenssen nicht interessiert und mit Bezug auf das gerade erschienene Buch von Friedrich Ernst Peters, „Preis der guten Mächte“, habe Frenssen gesagt: „Sie wollen ja wohl keine Leser haben.“ Leser wollte der Dichter schon haben, aber er hoffte auf solche, denen Dichtung erst in der Einheit von Inhalt und Form, Natur und Geist als das erscheint, was sie in der Vollendung ist, nämlich Dank an die Schöpfung und Versuch einer Lebensdeutung.

Der Verlauf dieses Dichterlebens weist nur wenige Situationen auf, an denen man äußerlich sichtbare Spannungen, Konflikte oder gar Explosionen erwarten könnte, um so stärker ist es von inneren Spannungen erfüllt, und ganz sicher stehen des heiligen Augustinus Worte „inquietum est cor nostrum donec requiescat in te“ nicht ohne schmerzliche Begründung auf der schlichten Platte, die auf dem Petersgrabe in Jevenstedt liegt, denn unruhig war sein Herz — „inquietum est cor nostrum“ — , und sicher war es sein sehnlichster Wunsch, daß er in Gott Ruhe finden möge — „donec requiescat in te“.

Als Sohn eines Böttchers geboren, wurde Peters Volksschullehrer und kam dann als vierundzwanzigjähriger junger Mann in den Ersten Weltkrieg. Eine fünfjährige französische Kriegsgefangenschaft ließ ihn nicht nur menschlich reifen, sondern auch jene Verbindung zur französischen Kultur finden, die ihm eines der großen Themen seines Lebens werden sollte, nämlich die Auseinandersetzung mit dem romanischen Geiste. Nach dem Kriege studierte er in Berlin und wurde Lehrer an der Schule für taubstumme Kinder in Schleswig. Das Wissen um die physiologische Entstehung des Wortes mag eine große Bedeutung für seine Auffassung von der Sprache als einer der guten Mächte im Leben mitgeprägt haben. In den zwanziger und frühen dreißiger Jahren entstanden jene Gedichte und Erzählungen, die zum Kern seines Schaffens gehören. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als er schon ein sehr kranker Mann war, mußte er die Leitung der großen Anstalt übernehmen. Seine Briefe aus jenen Jahren legen Zeugnis von der Qual des Ringens zwischen den Pflichten des Tages und den Stimmen der

Berufung ab.

Diesem scheinbar ruhigen Ablauf des Lebens entspricht auf der anderen Seite ein Bild ganz anderer Art, ein Bild noldescher dramatischer Farben. Die den Gedichten und Erzählungen innewohnende Spannung ist so stark, daß sie sich dem Leser mitteilt. Es ist die Spannung, in der sich das in der Welt auf sich gestellte und alleingelassene Individuum befindet, die Spannung, in der sich der einzelne Mensch auf seiner Wanderung durch das Leben, durch die verpflichtenden Beziehungen zum Du, zum Beruf, zum Staat, zu Gott versetzt fühlt. Aber es ist auch das Wissen darum, daß die Aufhebung der Dissonanzen möglich ist.

Wenn es zutrifft, daß sprachlich-literarische Zeugnisse Dokumente menschlichen Welt- und Selbstverständnisses und unablässiger Wahrheitssuche sind, dann wird man das gesamte Werk von Friedrich Ernst Peters als Beispiel solchen Suchens bezeichnen.

Peters hat vier Gedichtbände veröffentlicht, zwei größere und einen kleineren Roman, die Selbstbiographie „Preis der guten Mächte“, einen großen Essay über Pascal, schließlich kleinere Erzählungen und literarische Arbeiten, die in einem Sammelband „Im Dienst der Form“ nach dem Kriege erschienen sind.

Man kann nicht sagen, daß dieser oder jener Teil seines Werkes der größere oder bedeutendere sei; ein Mann wie dieser, dem wie Theodor Storm die selbstkritische Betrachtung seiner Arbeiten das oberste Gebot war, gab nur Vollendetes aus der Hand — und auch dies oft nur unter dem Zuspruch und Eingreifen von verständnisvollen Begleitern seiner Arbeit.

Nicht ohne Bewegung liest man den Entwurf eines Briefes an einen Verleger, welcher mit zwar wohlwollenden, aber unbedachten Worten das Selbstgefühl des Dichters gekränkt hatte: „Ich nehme aber Ihr Urteil ohne Berufung an. ‚Erlahmen Sie nicht‘, schreiben Sie mir. Ich erlahme nicht. Und wenn ich nun sagen wollte: ich werde nicht mehr dichten, so könnte ich auch sagen: ich werde keinen Atemzug mehr tun. Den anderen Kampf, den um die Beachtung der Welt, ihn gebe ich allerdings auf. Was ich fortan schreibe, ist eine Angelegenheit zwischen Gott und mir. Klingt das anmaßend? Es ist Demut. Mir ist diese Arbeit aufgegeben. Unter Gottes Aufsicht schreibe ich meine Klausurarbeiten, und einmal werde ich sehen, ob ich der Versetzung würdig bin. Mit Schriftleitungen, Verlegern, Kritikern und Publizisten hat das nichts mehr zu tun.“

Diese Stelle ist den handschriftlichen Äußerungen entnommen, die sich im Besitze der Stadtbücherei Flensburg befinden. Sie bergen nicht nur „hegende Vorarbeiten“, also Ideennotizen, Tagebucheintragungen, ausgefeilte Entwürfe, sondern auch „fertige“ ungedruckte Arbeiten (und werden so der künftigen Petersforschung unerlässlich wichtiges Material geben), sie bergen teilweise auch

vollständige Manuskripte, wie zum Beispiel das des „Zwiegesang seliger Geister“, des „Preis der guten Mächte“ und der beiden Romane „Der heilsame Umweg“ und „Trina Dührsen“, so lautete der ursprüngliche Titel des Romans „Die dröge Trina“. Fügen wir der obengenannten Stelle Sätze wie diese hinzu:

„Sprache im alltäglichen Sinne ist das mechanische Aufeinandertürmen von starren Sprachbrocken. Sprache im Sinne des Dichters ist Flüssigmachen der Sprache in der eigenen Glut und dann das Ausgießen der Form mit dieser Masse. Sprache ist das Prometheusfeuer“, dann verstehen wir den Ernst des Gedichtes „Der Auftrag“, in dem der Dichter sich mit einem Sämann vergleicht, der, in Pflicht genommen, auch fähig sein muß „zum Glauben an den Sinn verlornen Saat“. Er fühlt sich berufen, an die fernen Ränder zu gehen, „wo die fremden Dinge in der großen Stille ihrer Ungesagtheit stehn“. Wir können dies so verstehen, daß das Dunkel, das der Mensch in seinem Leben durchwandert, durch die Sprache, die für Friedrich Ernst Peters ein göttliches Phänomen ist, erhellt werden kann, daß etwas Sinn auf dem Wege über das geformte Wort gefunden werden kann.

Dies gilt für seine Gedichte, aber auch für die Prosa, selbst dann, wenn sie uns vordergründig, z. B. in der Form eines gesellschaftskritischen Romans, begegnet. So sollte man also nicht fragen, welche Werke bei Friedrich Ernst Peters bedeutender sind, man frage besser: Wo ist der Dichter ganz er selbst? Und da würde ich meinen: in den Gedichten und im „Preis der guten Mächte“.

## II

Der unverwechselbare Ausdruck erhebt ein Stück Natur in eine überhöhte und bleibende Wirklichkeit. Husum war zunächst nur eine Stadt, aus Steinen gebaut wie andere auch, dann wurde es durch die bildende Kraft der dichterischen Sprache „die graue Stadt am grauen Meer“ und damit in diesem Gedicht Theodor Storms zum Sinnbild der Sehnsucht nach der Jugend, eine Stadt voll leiser Melancholie. In den Hexametern des großen Gedichtes „Jenseits der Stadt“ bildete Friedrich Ernst Peters das sonnabendliche Dorf in Schleswig-Holstein schlechthin ab, wie es 1914 noch bestand, und erhöhte es zugleich zum Sinnbild menschlichen Lebens. Auf der Straße von Jevenstedt:

Sorgsam gefegt ist das Pflaster der holprigen, kotigen Straße, sorgsam im Garten vorm Haus sind alle Steige geharkt. Unter den Dornhecken gar noch, die ihn zur Straße begrenzen, zeigt sich die deutliche Spur ordnenden Eifers im Sand.

Wir blicken mit dem Dichter in eine erleuchtete Stube:

Schief, mit gefältelter Stirn, sitzt ein Kind vor der mahnenden Tafel, unschlüssig dreht es im Rund der gespitzten Lippen den Stift. Oben, hier links ist der Anfang des unabsehbaren Irrwegs, den sich mit lautem Gekreisich stolpernd der Schieferstift bahnt. Zagend durch zahllose Fährnisse folgt seinem Wege die Seele, hält manchmal inne, erschrickt, glaubt sich unrettbar verirrt. Aber es findet zuletzt

doch am festlich gewaschenen Rahmen, freudig verstummend, der Stift nach langem Geschwank wieder Halt. Und durch ein winziges Schlupfloch, unten, dort rechts in der Ecke, windet die Seele sich schnell so in den Sonntag hinein.

Und es klingt wie eine Vision, die 1970 Wirklichkeit wurde, wenn wir lesen:

Jede Entscheidung der Zeit wird in den Städten gefällt. Was unsre Dörfer bewahren auf tragender Ebne des Daseins, hoch türmt die Stadt es und spitz zu den Entscheidungen auf.

Finden wir Schleswig-Holstein mit allen seinen Linien, Farben und Gerüchen bei Liliencron, so finden wir es bei Peters wieder, aber durch eine Brille der Sachlichkeit neu gesehen. Bäume und Blätter wurden studiert, ihr Werden, Blühen und Vergehen wurde zum Sinnbild. Das Gedicht „Eislauf“ ist das Bild einer unverwechselbar schleswig-holsteinischen Wiese, aber auch ein Gedicht des Existenzialismus. Die „Waldemars Mauer“ ist für den Holsteiner nicht mehr geschichtsträchtig, aber ein herrliches Naturbild.

Niemand hat wie Friedrich Ernst Peters erregender den für unser Land so charakteristischen Übergang von der Geest in die Marsch geschildert, so z. B. im „Heilsamen Umweg“, wo der Weg heranzführt an die gestaltlose Unendlichkeit des Meeres.

Wir beenden unseren Rundgang durch die Bilder unserer Landschaft, die Friedrich Ernst Peters zu sehen geboren und zu schauen bestellt war, mit dem Hinweis auf das Gedicht „Kleine Wolke im Abendrot“. Es hat keinen geographischen Bezug, aber es schildert einen Wolkenhimmel, wie er für diese Breitengrade charakteristisch ist, und läßt uns eine kleine Wolke im Blau dahingleiten sehen: „Immer loser und erweichter, immer lichter, immer leichter treibst du hin im blauen Raum“, heißt es von ihr. Wir spüren an den hellen Vokalen die Leichtigkeit der Wolke und der Rhythmus ihres Wanderns teilt sich uns mit, und wir erleben tröstlich:

Ehe die Nacht heraufgezogen,  
— kleine Wolke du, vertrau! —  
bist du aufgelöst, verflogen,  
ohne Spuren aufgesogen  
von dem makellosen Blau.

### III

Die Natur und die Erkenntnis von Lebenszusammenhängen im Sinnbild der Natur gehören zu den Grunderlebnissen der Dichter. Ihre Stellung in der Welt finden die Dichter, indem sie das Spiel der Kräfte schildern, das sich zwischen dem einzelnen und der Gemeinschaft, sei es in der Ehe, der des Berufes oder der des Staates, abspielt. Friedrich Ernst Peters schrieb mit seinen Romanen und Erzählungen auch Eheromane, wengleich er auch hier die Akzente weniger im Privaten setzte.

Nur die Novelle „Die schmale Brücke“ ist die Schilderung einer Ehe, in der in äußerster Konsequenz das Leben gelebt und in der auch gestorben wird, als es keinen anderen Ausweg mehr gibt. Wie ein erraticer Block ragt dieses Buch in unsere Zeit erotischer Romane. Dabei war dem Dichter die Chemie der Motive vertrauter als manchem Literaturproduzenten. Im „Heilsamen Umweg“ jedoch und in „Trina Dührsen“ verbindet sich die subtil gezeichnete Eheproblematik mit dem Problem der deutsch-französischen Auseinandersetzung einerseits und mit der sozialgeschichtlich gesehenen Situation eines Bauerndorfes im ersten Drittel unseres Jahrhunderts andererseits.

Der Roman „Die dröge Trina“ spiegelt aus der Luhnstedter Perspektive um 1900 bis 1920 den schleswig-holsteinischen Menschen. Er läßt in dieser Spiegelung zugleich die Tragödie und die Komödie menschlichen Lebens deutlich werden. Vordergründig gesehen, handelt es sich um einen Bauernroman, und zwar um einen solchen, der die Wirklichkeit einer dörflichen Welt um 1900 noch einmal festhielt, ehe sie 1920 anfang, endgültig zu zerbröckeln. Zwischen den Zeilen erleben wir die Grundsituation der Menschen in Angst, Neid und ein wenig Freude — und in aller Komik, die zugleich dem menschlichen Leben anhaftet.

Im „Heilsamen Umweg“ erleben wir diese Welt zwar auch, aber der Roman erhebt sich (1938) auf eine andere Ebene. Er schildert das Leben französischer Kriegsgefangener in einem Dorf in Holstein während des ersten Weltkrieges. In dem mit äußerster fontanescher Subtilität geschilderten Verhältnis des französischen Kriegsgefangenen, eines Gelehrten, zu der jungen Frau auf dem Hofe, deren Mann an der Front steht, lernen wir Peters als Erzähler und Psychologen von hohem Range kennen. In seinem politischen Teil ist der Roman ein Vorläufer unserer heutigen Situation. Die Gedanken des Franzosen lauten so:

In der französischen Erkenntnis läßt sich doch so sicher ruhen! Schon das französische Land hat seine feste, klare, unveränderliche Form; aber hier unten in der Marsch wächst das Land ins Meer hinaus. Es werden immer neue Köge eingedeicht, und nie ist Stillstand. Der französische Geist hat seit 1789 seine klaren, festen Grundsätze, und durch diesen Krieg sind die Völker aufgerufen, die letzten Widerstrebenden zu überwinden, damit die Welt einheitlich werde und endlich zur Ruhe komme. Aber schon ist dieser Doktor Schmitt — und gewiß ist er nur einer unter vielen — darangegangen, im Geistigen einen neuen Koog einzudeichen, und die Frucht der neuen Felder wird in Frankreich unbekannt sein.

Er stimmt aber dem Deutschen Dr. Schmitt zu, der da sagte:

Wenn uns einmal das Dach über dem Kopf brennt, werden Deutsche und Franzosen erkennen müssen, daß sie in demselben Haus wohnen. Gemeinsam werden sie an die Löscharbeit gehen, und hoffentlich ist es dann nicht zu spät.

Wir sehen also, daß in den Romanen eine Fülle von sozialkritischen und politischen Momenten steckt. Diese verbinden sich mit dem Referat der jeweiligen

Situation, deren Schilderung in jeder Zeile die Liebe zum Detail und artistische Könnerschaft verrät, zu einem allgemeinen Bilde menschlichen Verhaltens, das zwar durch das Zeitkolorit bestimmt wird, aber dauernde Gültigkeit beanspruchen kann. Die Romane von Peters gehören zu denen, die Zeile für Zeile gelesen werden wollen.

#### IV

Um den Begriff der inneren Emigration hat es Diskussionen gegeben. Jener Emigrant aus der dunkelsten Zeit unseres Volkes, der unter Einsatz von Hab und Gut, vielleicht auch des Lebens, seinen Weg fern der Heimat ging, hat Anspruch auf die Achtung derer, die die Freiheit lieben. Jener, der nicht vor diese Situation gestellt wurde, der sich jedoch innerlich und äußerlich frei hielt, hat ebenfalls diesen Anspruch. Friedrich Ernst Peters darf ihn erheben. Es gab Augenblicke, in denen er sich unsicher fühlte, in denen er als Intellektueller vor seinem Volk nicht versagen möchte. Das in jenen Jahren viel besprochene Buch von Steding „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur“ versetzte ihn in eine bedrückende Unruhe.

Wir lesen in seinem Tagebuch:

Ich bin müde! Nicht körperlich. Wozu plage ich mich mit Gedanken? Der Vollmensch ist eo ipso im Gleichgewicht. Der kennt keinen Dualismus. Steding ist ein starker Mann. Er selbst zwar verdankt sein Leben noch der Gespaltenheit in das Männliche und Weibliche ihrer momentanen Vereinigung, aus der sie dann in Vereinzelung und polare Spannung zurücksinken. Aber wenn das Reich erst in seiner Herrlichkeit steht, dann wird für den Reichsbürger die Gespaltenheit aufhören. Sie werden alle brave Arbeitsbienen.

Cor nostrum inquietum est! Dummes Zeug. Es ist nach Mitternacht. Schluß! Der Teufel hole die Literatur.

Und wir können dann an Hand der datierten Aufsätze in dem Bande „Im Dienst der Form“ feststellen, daß er sich als Repräsentant eines freiheitlichen Denkens in dunkler Zeit fühlte.

#### V

Friedrich Ernst Peters führte sein Leben aus dem Glauben an die guten Mächte. Diese Mächte waren die Sprache, die Musik, der Geist — war Gott. Ihn pries er in seinen Gedichten — seinem Gebot beugte er sich in erlebten und erlittenen Versen, Gott verehrte er in den Äußerungen der Sprache und des Geistes. Davon legt er in seinem „Preis der guten Mächte“ in vollkommener, schöner Prosa ein beschwingtes und beschwingendes Zeugnis ab. Schönheit — Vergehen sind Themen der Gedichte, und auch im Jubel über den so geliebten September findet er Worte, die zugleich bedrücken und beschwingen. In ihnen offenbart er den

## Dualismus des Seins:

Vor meinem Elternhaus bog von der Dorfstraße das Redder ab und führte in die Felder. O Fülle du der Frucht an einem holsteinischen Redder! Gesträuch der verschiedensten Art wächst auf den Wällen ineinander. Im frühen Sommer stand das dichte Gesträuch, einförmig grünen Mauer gleich, zu beiden Seiten des schmalen Weges. Nun aber tritt jeder Strauch mit der besonderen Art und dem unterscheidenden Grade seiner frühherbstlichen Verfärbung aus der Gemeinschaft zurück in die bunte Vereinzelung. Es ist, als habe nun jeder erfahren, daß die Gemeinschaft, in die er, gestützt und selbst stützend, einbegriffen war, ihn am Ende entläßt zum einsamen Werke des Sterbens.

In seinem großen Essay über Pascal tritt Peters uns als Christ entgegen, der in Pascal einen verlässlichen Führer fand. Er übersetzte in Auswahl die „Pensees“ neu und ordnete sie einem Gedichtzyklus zu. Peters kannte die bohrende Frage Pascals:

Wenn ich die kurze Dauer meines Lebens betrachte, aufgesogen von der voraufgegangenen und der folgenden Ewigkeit, wenn ich den kleinen Raum überdenke, den ich ausfülle, und selbst den größeren, den ich übersehe, versunken weiß in die unendliche Unendlichkeit der Räume, von denen ich nichts weiß und die von mir nichts wissen, dann erschrecke ich und staune, mich hier zu sehen und nicht dort. Denn es gibt keinen Grund, warum ich hier bin und nicht dort, warum jetzt und nicht irgendwann. Wer hat mich hierher gestellt? Auf wessen Befehl und unter wessen Führung sind dieser Ort und diese Zeit mir bestimmt worden?

Mit Bezug auf „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe einmal gesagt, es sei sein ernstestes Bestreben gewesen, das eigentlich Grundwahre, das in seinem Leben obwaltete hätte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Um dieses Grundwahre ging es Friedrich Ernst Peters in seinem „Preis der guten Mächte“. Und es bestand für ihn darin, daß er die Aufgabe habe, den äußeren Ablauf von Lebensvorgängen so zu schildern, daß sie durch die Form aus der naturalistischen Wirklichkeit zum Sinnbild erhoben werden. Sein inneres Leben bewegte sich zwischen dem Nebel, dem Meeresglanz, dem Wald der heimatlichen Landschaft, der Seelenlage ihrer Menschen und der heiter-strengen Klarheit der französischen Kultur.

Peters ereiferte sich einmal, als ich von seiner Dichtung als Gedankenlyrik gesprochen hatte, fast schien er gekränkt und schrieb:

Nur der Gedanke, der von Anfang her schon als in ein Bild getrieben auftritt, kommt für die gebundene Form in Betracht. Ich bin der Meinung, daß die Bildstrenge meiner Dichtungen im allgemeinen nicht genügend erkannt wird. Das erklärt sich vielleicht aus der Tatsache, daß so viele Menschen heute außerstande sind, den sinnlichen Gehalt der Sprache unmittelbar zu erfassen und zu genießen. Die meisten haben es gar nicht mehr mit der Wortmaterie zu tun, sondern nur noch mit der abgezogenen, verblasenen Bedeutung.

Mir ist das Wort vor allem anderen Musik, Gestalt, ja, ich bilde mir oft ein, daß ich es beim Sprechen mit der lautformenden Zunge zugleich auch schmecke.

So arbeitete er an seinem Werk, wissend, daß der liebe Gott im Detail steckt. So überwand er in seiner künstlerischen Arbeit den Widerstand, den nach seinen eigenen Worten das Material sowie Raum und Zeit dem formenden Menschegeist entgegensetzen.

War er ein Alter oder ein Neuer?

Er war ein Alter, insofern er seine Gedanken in der Form vortrug, die wir — oder doch viele von uns — nach klassischen Denkkategorien des Schönen als die gemäße Form dichterischer Äußerung ansehen.

Er war ein Neuer, insofern er sehr genau um die sozialen und politischen Brüche in unserer Nation Bescheid wußte und sie deutlich genug in seiner Prosa schilderte und aus Einsicht und einem stark ausgeprägten Gefühl für Gerechtigkeit nach neuen Wegen suchte.

Er war ein Alter, indem er sich wahrscheinlich nie als engagierter Dichter mit einem gesellschaftspolitischen Auftrag zur Verbesserung der Welt gefühlt hat.

Er war ein Alter und Neuer zugleich, indem ihn die Dichtung das Wesen des Menschseins zu berühren schien. Er würde eine Gefährdung der Funktion der Dichtung im Ganzen der Kultur erblickt haben, wenn man ihren Spielcharakter aufs Spiel setzen würde, wenn man ihr „Ansprüche“ und „Anliegen“ zuschriebe. Er war ein Dichter, denn er vermehrte das Schöne und Wahre. Er schrieb über die Wanderung durch das Leben:

„Vielleicht ist Müdewerden des Wanderns ganzer Sinn.“

# KISMET

*Gedanken über ein Thema von Goethe  
(Friedrich-Karl Gotsch zum 70. Geburtstag)*

Alles geben die Götter, die unendlichen,  
ihren Lieblingen ganz:  
alle Freuden, die unendlichen,  
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

GOETHE

I

Gebt ihr Götter, ihr unendlichen,  
euren Lieblingen alles ganz:  
alle Freuden, die unendlichen,  
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz...

Dann steh auch ich bei jenen,  
die vom Schicksal sind bestimmt,  
die Freude bis zum Schmerz zu dehnen,  
um sich vom Schmerz zur Freude zurückzusehnen,  
den Punkt zu setzen, wo sich Schmerz an Freud  
und Freud am Schmerze stets erneut,  
aus Vorschlag und aus Widerspruch zu finden  
den Ausgleich und ihn an die Tat zu binden.

II

Dies ist mein Hochgefühl: zu spüren,  
daß in Kurven zueinander führen  
alle Freuden, die unendlichen,  
alle Schmerzen, die unendlichen.

Erscheint auch noch so unklar ihr Verlauf,  
in ihrem Schnittpunkt geht die Gleichung auf:  
Es gipfelt in Geburt und Tod die Spur  
des Pendels der ewigen Weltenuhr;  
hat niemals einen Halt gegeben,  
und was verflog, war unser Leben.

Unheimlich ist das Spiel, erhaben und brutal

in seinem Hin und Her zur Freude und zur Qual.  
Gelassen schaut ihr zu,  
Götter, als gäb's euch nicht,  
gesichert durch unsere Furcht  
vor selbstgesetztem Gericht.

### III

Weh dem und wohl ihm, den ihr auserwählt,  
den ihr als euren Liebling zählt  
und so befeuert wie ihr quält  
durch die Freuden, die unendlichen,  
durch die Schmerzen, die unendlichen.

Was euch mißglückt, ihm soll's gelingen:  
Gewalt und Lüge aus der Welt zu bringen,  
Beglückung in das ärmste Herz zu singen;  
des Menschen Zweck zu deuten: sich zu freuen  
so viel wie selbst er wohlgetan;  
die Natur vergeistigen und sie erneuen  
durch die Verwandlung in Kultur; zu nah  
dem Nächsten mit Geduld und ohne Unterlaß  
verwirklichen das Ideal: Humanitas.

### IV

Götter, ihr unendlichen!

Wem anders als dem Künstler botet ihr  
randvoll die eisig-brennende Schale  
mit dem bittersüßen Rauschtrunk,  
danach als Offenbarung lächeln  
... weinen  
alle Freuden, die unendlichen,  
alle Schmerzen, die unendlichen,  
ganz,  
alle ganz.

Was ich las in erhabener Schrift auf des Kelches Grund?

„Wort? — Der Wind verweht's	Bös ist jede Macht
Tu die edle Tat	Alle Macht verdirbt
Wage das Schwerste	Wer im Nebel lacht

stets Alles Halbe ist fad  
Prüfe vor Beginn  
Was du beginnst, tu ganz  
Frag nie nach Gewinn  
und dem Ruhmesglanz

schnell im Frührot stirbt  
Dem gilt unsere Gunst:  
der reine Freude gibt.  
Gut ist nur die Kunst  
und — wer liebt.

WILHELM C. HAMBACH

## PASSACAGLIA

auf ein Thema  
des Matthias Claudius

*Der Mond ist aufgegangen.*  
Dem Dorf die Glocken sangen  
schon längst ihr Abendlied.  
Fern ihre Klänge hallen  
noch immerfort und fallen  
wie Tropfen mählich in das Ried.  
Mit blauem Flor behangen,  
*die güldnen Sternlein prangen*  
in zartem zagen Glast.  
Der glänzt auch aus den Zweigen,  
die vor der Nacht sich neigen,  
behutsam von ihr angefaßt:  
Daß selbst der Quell wird leise,  
bis eine neue Weise  
*am Himmel hell und klar*  
er sich hat eingelesen  
Und doch: von gleichem Wesen  
ist sie wie die vor Tag und Jahr.  
Die singt er nun den Raben,  
derweil vergessen haben  
die Menschen Ton und Wort.  
*Der Wald steht schwarz und schweiget,*  
und nur den Stillsten zeigt  
er hohen Daseins Art und Ort.  
Da weist er tief nach innen,  
wo Freud und Leid besinnen  
derselben Herkunft sich.  
Zum Schmerze sich bezeigt  
*und aus den Wiesen steigt*  
die Demut schlicht und feierlich.  
Sie lehrt uns, fromm verhalten  
die Hände wieder falten  
vor dem, der immer war,  
und knien zum Moose nieder,  
auf daß uns segne wieder  
*der weiße Nebel wunderbar.*

WILHELM C. HAMBACH

## *Baumeister einer brüderlichen Welt:* SIEGFRIED LENZ

*Siegfried Lenz wurde in diesem Jahre in Aachen in einem Festakt der Literaturpreis der Deutschen Freimaurer für seinen Roman „Die Deutschstunde“ überreicht. Bibliotheksdirektor Dr. Johannsen, Flensburg, hielt die Laudatio, aus der wir nachstehend die Schlußworte bringen. Der vollständige Text ist unter dem obenstehenden Titel in der aus Anlaß der Verleihung vom Bauhütten-Verlag in Hamburg herausgegebenen Festschrift erschienen.*

Lenz ist ein Poet — Individualist und engagierter Schriftsteller zugleich. Davon legt auch sein neues Spiel „Die Augenbinde“ Zeugnis ab. Er will mit ihm zeigen, wie die Gesellschaft auf den Außenseiter reagiert, auf den Außenseiter, der ein Eigener bleiben will. Er hält es nicht für richtig, sich nicht mit der Welt einlassen zu wollen. Er will sie trotz leiser Melancholie, trotz schwermütigen Herzens verbessern. Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Besten unter den Freimaurern seit Mozarts, Goethes und des Freiherrn vom Stein Tagen ein ähnliches Ziel vor Augen hatten. In dieser großen humanistischen Tradition fühlen wir uns dem Werk von Siegfried Lenz verbunden.

\*

Siegfried Lenz bildete seine masurische Heimat, so daß sie unvergeßlich wurde — in seinem Herzen und für die Zukunft in den Herzen deutscher Leser. Er lebt seit mehr als einem Jahrzehnt im Sommer auf der Insel Alsen an der Flensburger Förde, deren Schöpfer nach ihm den Blick des Amateurphotographen gehabt haben muß. Sie bietet ein gefälliges Panorama, und kein Schimmelreiter geistert im Zwielficht vorüber. Dem Wasser fehle das düstere Grün, das Nolde der Nordsee absah, und dem Himmel das Zinngrau mit den schlohweißen Rissen, das im Westen über Husum liegt. „Wir von der Insel Alsen“ und „wir aus Glüserup“ empfinden es erregend, unsere Heimat so treffend gebildet zu sehen. Wir sind auch davon angeregt, daß Lenz auf jener Insel wohnt, auf der der große dänische und europäische Impressionist Hermann Bang geboren wurde, daß er sozusagen gegenüber den Städten Schleswig und Eckernförde lebt, in der die norddeutschen Lyriker Friedrich Ernst Peters und Wilhelm Lehmann unvergängliche Bilder der Landschaft und unüberhörbare Antworten auf die Fragen gaben, die jeder Generation gestellt sind.

\*

Vor reichlich 1000 Jahren regierte in diesem Spannungsfeld der dänische König Göttrik. Er träumte davon, sich auf den Kaiserstuhl Karls des Großen in Aachen zu setzen. Stellen wir nicht die Frage: „Was wäre, wenn?“, sondern stellen wir fest, daß wenigstens in diesem Raum die Zeiten nach schmerzlichen Prüfungen besser geworden sind, daß wir in dieser Landschaft dankbar für eine Vielzahl fruchtbarer Begegnungen der Völker im Geiste sein können. Siegfried Lenz schuf mit der „Deutschstunde“ einen deutschen und nordeuropäischen Roman, der in seiner

dichterischen Aussagekraft uns zu bilden vermag, weil er nicht mit Hilfe von Vokabeln reflektiert, der fortdauernd den Menschen, und in diesem Fall den Deutschen, dazu aufruft, daß im Unterricht des Lebens es nie genug Deutschstunden geben kann.

## Aus dem Roman „Fabrikanten“ von Willy August Linnemann

Im Grenzfriedensheft 4/1968 veröffentlichten wir eine Besprechung des ersten Bandes einer Romanreihe des dänischen Schriftstellers Willy August Linnemann. Ebensowenig wie man von der „Deutschstunde“ von Siegfried Lenz behaupten darf, daß sie ein Schlüsselroman mit Emil Nolde als Hauptfigur ist, genausowenig darf man ein gleiches über Linnemanns Roman „Fabrikanten“ sagen, nämlich daß er ein Schlüsselroman mit dem Gründer der Danfoss-Werke Mads Clausen als Mittelpunkt sei. Reizvoll bleibt allerdings, daß zweifelsohne hervorragende Persönlichkeiten aus dem Schleswigschen die Dichter inspiriert haben. Auch der zweite Band wurde bei uns besprochen (Grenzfriedensheft 1/1970).

Wir bringen nun — von Maria Hickmann übersetzt — zwei Abschnitte aus dem dritten Band, die in der Nußschale die Thematik des bisher bekannten Teiles der Reihe enthalten, jene Problematik nämlich, die den Autor zu einer Fülle von poetischen Bildern und zur Schilderung des sich gegenwärtig vollziehenden (und praktisch vollzogenen) Überganges von der agrarisch-patriarchalischen Epoche unserer Heimat zu einer Epoche der industriellen Gesellschaft angeregt hat.

---

Sobald es eben möglich war, nahm der alte Adam seinen jungen Namensträger mit, wenn er ausfuhr, und wenn der Junge die Eindrücke von den stundenlangen Ausflügen auch noch nicht mit dem Verstand aufnahm, so wurde er doch durch sie geprägt. Wie zwei Mikrofone, die an das gleiche Tonband gekoppelt sind, nahmen seine Ohren die ländlichen Laute auf, und seine Augen sogen alle Eindrücke der Landschaft auf wie zwei Kameralinsen, die für das gleiche Filmarchiv tätig sind. Der praktische Nutzen sollte sich sehr viel später herausstellen. Am schwersten wogen in seiner Erinnerung die Düfte.

Der kleine Adam konnte lange nur chinesisches sprechen, er war noch weit davon entfernt, die Landessprache zu verstehen. Bei dem Alten war es umgekehrt. Für ihn waren die Laute von der anderen Seite des Erdballs schon längst Volapük geworden. Dennoch zeigte er ihm immer wieder unverdrossen Adamsruhe und berichtete von den Ahnen, die den unschätzbaren Hof geschaffen und geführt hatten, als gälte es, den Enkel mit möglichst viel Vergangenheit zu imprägnieren und, ehe der Junge selbst urteilen konnte, ihn zu überzeugen, daß die Herrlichkeit des Landlebens und die landwirtschaftlichen Produkte durch alle Zeiten hindurch ihren Wert behalten würden. Der alte Adam war nämlich immer noch verärgert darüber, daß Sune, sein einziger Sohn, kein nutzbringender Bauer, sondern etwas so Unproduktives wie ein Politiker geworden war, und nun wollte er sich dagegen sichern, daß auch der Enkel eine unverzeihliche Dummheit beging.

Der junge Adam jedoch jubelte fast ohne Vorbehalt und sog gierig all die neuen

Erlebnisse in sich hinein, bis er plötzlich völlig ermattet in den Schlaf fiel. Aber auch dann hörte der Alte nicht auf, seine Ansichten in das Unterbewußtsein des Jungen hineinzuträufeln, als ob er schon jetzt Angst hätte, noch einmal hereinzufallen. Er ging offensichtlich davon aus, daß die weniger Klugen immer den Klugen auf den Leim gehen. Er war zwar zornig, weil der Sohn ihm einen Streich gespielt hatte, doch zugleich war er stolz auf dessen Gerissenheit und wollte sie ihm heimzahlen und ihm eins auswischen, indem er den Enkel auf seine Seite zog. Das war übrigens damals, als auch die landwirtschaftlichen Blätter sich viel mit den Entwicklungstheorien befaßten, und dem Alten viel es schwer, die neuen Lehren zu akzeptieren. Denn der Glaube an die Entwicklung widersprach völlig seinen Erfahrungen. Er fragte sich, ob er schärfer und weiter sehen konnte als sein Vater zu seiner Zeit, ob er deutlicher hören und besser fühlen konnte, ob er mehr schaffen, klarer, vernünftiger, tiefer denken konnte, und er mußte mit einem eindeutigen Nein antworten. Was seinen Sohn anging, den Politiker, der hatte sein Haar eingebüßt und viel früher als er selbst Brille und Gebiß benötigt. Es mußte sich doch wohl um eine künstliche und etwas verkehrte Art von Fortschritt handeln. Wenn nur der Enkel Bauer würde wie er selbst, das würde ihm eine Freude sein. Im Inneren hegte er immer noch die Hoffnung, daß das Leben wieder würde, wie es einst gewesen war.

Auf seine Weise hatte der Alte natürlich recht. Nichts konnte die Lebensgeister so wecken wie eine Fahrt durch die weiten Kornfelder und Wiesen, wenn das Pferd vor dem Gig lustig davontrabte, mit Schweif und Mähne wedelte und nach den Fliegen pustete, und er selbst zu dem Enkel über das Leben auf dem Lande sprach, nicht, weil der Kleine schon etwas davon begriff, sondern weil er dabei am besten seine eigenen Ansichten klären konnte. Der Alte war Bauer geworden wie sein Vater und eine lange Reihe seiner Ahnen, vor allem deshalb, weil es notwendig war für das Gedeihen und die Weiterführung des Hofes, das verstand sich von selbst, das war natürlich und befriedigend für alle Teile, am meisten für ihn selbst. Indem er zu seinem Enkel sprach, wurde er sich klar darüber, weshalb er froh war, daß er Landwirt war und nicht in einem anderen, zufälligen Beruf gelandet war.

Nach Ansicht des alten Adam wurde der Landbewohner von Kindesbeinen zu der Beobachtung angehalten, daß das Leben in seinen Hauptlinien unverändert bleibt, sich aber in allen Details unaufhörlich verändert. Der Städter dagegen kann in seinem künstlich geschaffenen Dasein diese unsentimentale Tatsache nicht akzeptieren, sondern wird an der Illusion festhalten, daß die Beobachtung des Landmenschen und der daraus folgende Glaube nur Aberglaube ist und das Leben sich entwickeln und Fortschritte zeitigen kann, wenn man sich nur Hörapparat, Brille, Auto, Flugzeug und eine ganze Sammlung anderer Prothesen anschafft. Nichtsdestoweniger war nicht zu bestreiten, daß die Felder bearbeitet,

gedüngt und eingesät werden mußten, wenn das Korn wachsen und geerntet und zu Mehl vermahlen werden sollte. Die Menschen brauchten zu allen Zeiten Speise. Der ganze Magen würde zu einem Blinddarm werden, wenn die Menschen sich daran gewöhnten, ausschließlich von Pillen zu leben.

Die Kuh brauchte den Stier, wenn ein Kalb geboren werden und aufwachsen sollte, keine tierärztliche Findigkeit, keine künstliche Besamung konnte das Wesentliche an dieser schlichten Tatsache ändern. Wenn es an der Zeit war, mußte das Tier geschlachtet werden.

In passenden Abständen würde der Regen fallen, in die Erde sickern, ins Meer fließen, verdunsten und wieder zu Regen werden; das Glück bestand darin, daß man das einsehen und sich damit abfinden konnte. Die Bäume konnten wachsen, aber nur so lange, bis ein Stillstand eintrat und sie welkten. Dem alten Adam wäre es lächerlich, wollte man beklagen, daß die Bäume nicht immer weiterwachsen konnten. Für ihn wäre es ein Graus, wenn die Bäume wirklich in den Himmel wachsen würden.

Deshalb nagte es an ihm und verbitterte sein Leben, daß sein eigener Sohn Sune im Widerstreit mit jeder gesunden Vernunft alles umwälzen wollte, auch das, was sich durch lange Erfahrung als gut und richtig erwiesen hatte. Solchen Drang zum Verändern sah er als närrisch an, Eitelkeit war das, lauter Dünkel, wenn nicht Schlimmeres, eine ansteckende Krankheit, ein Keim des Unterganges.

Darum ermunterte es ihn, wenn er den Enkel mit hinausnahm, um nach den Rüben, dem grasenden Vieh und dem frisch gemähten Heu zu sehen, während der kleine Adam voller Verwunderung das Land entdeckte. Es tat wohl, den Eifer des Jungen zu beobachten. Zufrieden erkannte der Alte seine eigene Kindheit wieder.

Auch dem Kleinen behagte es, auf den Wiesen in einem Heuhaufen zu liegen und dort auf alle Laute zu horchen, die aus dem Haufen kamen: von dem zusammensackenden Heu, den knackenden Halmen, den emsigen Käfern, den raschelnden Mäusen und all dem anderen geheimnisvollen Leben, das verriet, daß ein ganzes Universum dort lebte. Alte Welten gingen unter, neue wurden geboren. So jedenfalls klang es, wenn man intensiv genug hinhorchte.

Dabei betrachtete er gern die weißen Wolken, die über die Wiesen zogen, ohne sich um die Grenzen zwischen den Feldern, den Höfen, den Kirchspielen zu kümmern; ja, ohne Rücksicht auf die Kreis- und Staatsgrenzen trieb der laue Sommerwind die Wolken über alle Felder zu einem unbekanntem fernem Ziel. Das regte die Phantasie an, das ließ ihn denken und träumen.

Von einem Heuhaufen aus stellte der junge Adam auch zum ersten Mal fest, daß das Licht prächtiger, aber weniger warm wird, wenn die Wolken an der Sonne vorüberziehen.

\*

Guris großer Wunsch wurde ihm erfüllt. Sie bekam ein eigenes Haus nach ihrem Kopf, also unbelastet von den Alltagsgewohnheiten der Vergangenheit, unbeseelt von der Daseinsform und Denkweise früherer Generationen und frei von den allzu gescheiterten Zeichenbrett-Einfällen der modernen Architekten. Das Haus wurde von Bernhard Sunesens Schleswiger Zeichenbüro entworfen, aber nach ihren Vorschriften, deshalb wurde es auch kein Kunstwerk, sondern ein Stück Gebrauchskunst. Im Gegensatz zu ihrem Mann konnte Guri die Vorschläge und Behauptungen nicht schon deshalb gutheißen, weil Bernhard als Experte galt. Einzig maßgeblich war für sie die praktische Brauchbarkeit des Hauses, und sie verlangte eine ganze Reihe von Änderungen im Wirtschaftsbereich und in den Badezimmern, ehe sie die Entwürfe gutheißen konnte. Sie ging mit ihrer Kritik sogar so weit, daß sie einen Leserbrief an die Morgenzeitung schrieb und forderte, daß alle Architekten einen Kursus in Kochen, Waschen, Kinderpflege und Raumpflege absolvieren sollten, ehe sie das Abschlußzeugnis der Kunstakademie erhielten.

Das Haus wurde kleiner als das Hauptgebäude des alten Adamsruhe, aber es wurde zweckmäßiger. Jetzt, wo der Fabrikant von den Repräsentationspflichten immer mehr der Fabrikdirektion überließ und auch das jüngste Kind längst das Elternhaus verlassen hatte und studierte, brauchte das Haus nicht größer zu sein. Es durfte gar nicht größer sein, weil die jungen Mädchen lieber in der Fabrik, auf dem Büro oder im Laden arbeiteten als im Haushalt und es darum schwierig geworden war, Hilfe zu bekommen. Trotzdem wurde das Haus ein angemessener und würdiger Rahmen für das einflußreichste Fabrikantenehepaar der Gegend. Auch der Garten war kleiner als der Park in Adamsruhe, aber er wurde stärker abgeschirmt, zur Straße und zu den Nachbarn hin wurde er dichter bepflanzt. Guri machte sich nichts aus gemeinsamen Rasenflächen zwischen den Nachbarn. Sie wollte ihr Privatleben vor neugierigen Blicken schützen, besonders, wenn sie ihre Kopfsprünge in das Schwimmbecken des Gartens machte. Trotz vier Geburten hatte sie aber doch noch eine recht hübsche Figur.

Mit dem Baden am Strand hatten die beiden schon seit vielen Jahren aufgehört, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß die Städte weiterhin unbekümmert ihre Abwässer in die Förde leiteten.

Von den Zimmern und Terrassen aus konnten sie die Förde bei jedem Wetter beobachten. Sie verfolgten die neuen Institute, die rings um die Innenförde beiderseits der Staatsgrenze gebaut wurden. Vor ihnen lagen die weißen Gebäude der Pädagogischen Hochschule und der gewaltige Komplex der Technischen Hochschule. Auch die neu erbaute Universität und die Kunstakademie mit ihrer herrlichen Lage boten sich ihren Blicken dar. Dazu der neue Wasserturm, der die Form eines Grogglases hatte oder eher noch eines Pilzes, dann den Radio- und Fernsehmast und die alten Kirchtürme der Stadt, die

sich in den Himmel reckten. Mit ein wenig Geschichte im Kopf konnten sie sogar die Geburt der Stadt als kleine Fischersiedlung an der innersten Bucht der Förde sehen, dann ihre Verwandlung zur Förde- und Handelsstadt und zur Grenzstadt und schließlich zur Industrie- und Ausbildungsstadt.

Guri hatte sich viele Jahre lang auf dem alten Adamsruhe mit seiner Rückschau weit in die Vergangenheit wohlgefühlt, aber wohler fühlte sie sich in dem neuen Haus mit dem großen Ausblick nach vorn. Ja, es war, als ob sie erst jetzt ganz sie selbst wurde, jetzt, wo die Familie ferngerückt war, die Bankangelegenheiten geordnet und die Erziehung der Kinder abgeschlossen waren und sie ihr Heim nach ihrem eigenen Kopf gestalten konnte.

### *Besuch einer Flensburger Schülergruppe in Ejby/Fyn*

*Am 17. November 1970 besuchte eine Gruppe von sieben Schülerinnen aus den 10. Klassen der Realschule Flensburg West mit Unterstützung des Grenzfriedensbundes die Zentralschule in Ejby auf Fünen. Begleitet wurden die Schülerinnen von zwei Lehrkräften der Realschule West und einem Studenten des Dänischseminars der PH Flensburg.*

Die Vorgeschichte dieses Besuches sei zunächst kurz skizziert: Zu Beginn dieses Jahres wandte sich Herr Romme von der Zentralschule Ejby an Herrn Dr. Johannsen mit der Bitte, ihm einige Anschriften von Schülern zu vermitteln, die an einem Briefwechsel mit jungen Dänen interessiert seien. Dieser Wunsch wurde an die Realschule West weitergeleitet, und es kam zu einer ersten Kontaktaufnahme. Um vor Aufnahme des Briefwechsels eine persönliche Beziehung zu schaffen, nahmen am 25. April einige Schülerinnen der Zentralschule Ejby und der Flensburger Schule an den Jubiläumsveranstaltungen des Grenzfriedensbundes im Flensburger Rathaus und im Deutschen Haus teil. Die Däninnen hatten unmittelbar vorher den Unterricht ihrer zukünftigen Briefpartner in der Schule am Südergraben besucht. Der geplante Briefwechsel hat sich danach erfreulich schnell angebahnt. Da es sich nun sowohl bei den deutschen als auch bei den dänischen Schülerinnen um Jugendliche handelte, die kurz nach dieser ersten Begegnung ihre Schulzeit beendeten, wurde die Suche nach neuen „Kontaktpersonen“ erforderlich und dazu ein Gegenbesuch der Flensburger in Ejby geplant. Dem 17. November sahen schließlich Gastgeber und Gäste mit gleicher Spannung und Erwartung entgegen.

Nach sehrzeitigem Start in Flensburg und einem kurzen Aufenthalt in Christiansfeld bot die Fahrt über die neue Brücke über den Kleinen Belt einen ersten Höhepunkt. Die Befürchtung, durch das Programm „verplant“ zu sein, erwies sich bald als unbegründet. Der Zeitplan wurde eingehalten, doch geschah dies mit einer Liebenswürdigkeit und Ruhe, die verblüffte.

Die Stunden in Ejby waren für Schüler wie für Lehrer beeindruckend. Nach einer sehr kurzen Deutschstunde in einer 9. Realklasse folgte Geschichtsunterricht, der völlig unkonventionell und neu war. Eine 8. Klasse beschäftigte sich mit der Eisenzeit und war in der betreffenden Stunde damit beauftragt, Hausrat dieser Zeit anzufertigen. Die Flensburger Mädchen konnten dann zu ihrem eigenen Erstaunen aktiv am Unterricht in einer dänischen Schule teilnehmen.

Dem Mittagessen – von den Schülern einer 7. Klasse für die deutschen Gäste bereitet – folgte ein Besuch im Rathaus und ein Empfang durch den Bürgermeister

Ejbys.

Nach einer weiteren Deutschstunde wurde dann bei einer kleinen Kaffeetafel der eigentliche Zweck des Besuches erfüllt, d. h. die Schüler hatten Gelegenheit – wenn auch schüchternen – Kontakt aufzunehmen und durch Austausch von Anschriften einen ersten Schritt in Richtung Briefwechsel zu tun. Trotz der kurz bemessenen Zeit war Jugendlichen und Erwachsenen zu gegenseitiger Information und Diskussion Gelegenheit gegeben.

Nach einem Besuch Odenses am Spätnachmittag wurde die Heimfahrt angetreten. Sie führte über die Fährlinie Bøjden–Fynshav nach Alsen und weiter nach Flensburg. Auf der Fähre wurde noch ein Imbiß eingenommen, der nach langer Fahrt und kaltem Wetter sehr willkommen war.

Gegen 21 Uhr traf die Gruppe dann nach einem erlebnisreichen Tag wieder auf dem ZOB in Flensburg ein.

\*

*Die Besuche in Ejby und in Flensburg werden hoffentlich in Zukunft zu einer ständigen Institution im Leben beider Schulen. Auf diese Weise dürfte durch den persönlichen Kontakt zwischen Lehrern und Schülern eine Grundlage zur Verwirklichung weiterer Pläne geschaffen sein. So ist bereits ein erster Schritt zu gemeinsamen Veranstaltungen dadurch getan, daß zur Zeit die Möglichkeiten geprüft werden, eine dänische Klasse aus Ejby an der Klassenfahrt deutscher Schüler in den Spessart zu beteiligen.*

*Fernziel der Bemühungen sind gemeinsame Ferien von Schülern beider Länder in Dänemark und Deutschland – vielleicht auch in Norwegen oder den Alpen.*

\*

*Dr. Heinz Onnasch 65 Jahre*

Am 21. November dieses Jahres beging Dr. Heinz Onnasch seinen 65. Geburtstag. Dr. Onnasch, langjähriger Pressechef der Landesregierung, ist heute in der Staatskanzlei der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung tätig und verwaltet dort das Grenzlandreferat. Der Grenzfriedensbund möchte sich mit diesen Zeilen zu der Reihe der Gratulanten gesellen und Herrn Dr. Onnasch für die gute Zusammenarbeit mit ihm danken. In Herrn Dr. Onnasch stehen wir einer Persönlichkeit gegenüber, die aus einer umfassenden Kenntnis des politischen und des grenzpolitischen Lebens unseres Landes, die Arbeit der deutschen Grenzverbände und damit auch des Grenzfriedensbundes nicht nur verständnisvoll, sondern auch initiativreich gefördert hat. Es besteht Veranlassung, mit dem

Glückwunsch Herrn Dr. Onnasch zugleich einen herzlichen Dank für seine Hilfsbereitschaft und seinen guten Rat im kleinen und im großen zu sagen. *Dr. H. P. J.*

\*

### *Peter Callesen im Ruhestand*

Im Herbst dieses Jahres trat der langjährige Leiter des deutschen nordschleswigschen Büchereiwesens Peter Callesen in den Ruhestand. Peter Callesen, der als Lehrer seine Lebensarbeit begann, wirkte an deutschen Schulen in Lügumkloster und anderen nordschleswigschen Orten, übernahm dann aber Mitte der dreißiger Jahre die Leitung des deutschen Büchereiwesens. Es war ihm vergönnt, vor einigen Jahren die Krönung seiner Arbeit mit der Eröffnung des neuen großen Büchereigebäudes in Apenrade zu erleben. Peter Callesen stellt als Persönlichkeit die Inkarnation des deutschen Nordschleswigers, insbesondere der Zeit nach 1920, dar. Er gehörte zu den Schülern von Pastor Schmidt-Wodder, dem er ein lebenslang in großer Treue diente. Treue und Hilfsbereitschaft sind wesentliche Kennzeichen dieses Mannes. Als Mittler zwischen dem deutschen Geist, wie er im Buche seinen Niederschlag gefunden hat, und dem deutschen nordschleswigschen Menschen hat er eine stille, aber nachhaltige Arbeit geleistet, mit welcher er sich in die Geschichte der deutschen Volksgruppe eintrug. Er leistete diese Arbeit aus dem deutschen Idealismus des 18. Jahrhunderts und den besten Kräften des nationalen Gedankens des 19. Jahrhunderts. So geprägt er auch durch diese Strömungen war, hielt er sich den Blick offen für Neues. In seiner umfassenden kulturellen und menschlichen Arbeit in der Volksgruppe wurde er in entscheidender Weise durch seine Frau Ingeborg, die er vor einem Jahr verlor, unterstützt. Peter Callesen kann im Ruhestand sagen, daß er gute Arbeit geleistet hat.

*Dr. H.P.J.*